

Kolibriflattern

Von Patricia Renoth

Buchbeschreibung:

Kolibriflattern

Streck deine Flügel aus und flieg!

Hannah wollte immer nur Eines: Profschwimmerin werden. Als sie trotz ihres Erfolgs den Spaß daran verliert, zerplatzt nicht nur ein Lebenstraum. Auch die Beziehung zu ihrer Jugendliebe zerbricht. Völlig verloren beschließt sie, nach New York zu ihrem Großvater zu reisen. Sie möchte ihn – und damit ihre eigenen Wurzeln – besser kennenlernen. Hannah verlässt Europa zum ersten Mal und ist überwältigt: Von den Eindrücken der US-Metropole und auch davon, wie luxuriös ihre Familie hier lebt. Weit weg von ihrer gewohnten Umgebung beginnt sie, sich selbst besser kennenzulernen und neue Träume schleichen sich in ihr Herz. Und nicht nur die! Mit ihrem Cousin Ryan, Quarterback der New York Wolves, fühlt sie sich besonders verbunden. Doch schon bald merkt sie, dass ihre Gefühle für ihn deutlich intensiver sind, als familiäre Bande das eigentlich zulassen sollten ...

Über den Autor:

Über Patricia Renoth

Patricia Renoth ist 1982 geboren und von Beruf Redakteurin. Jahrelang hat sie in Imagefilmen, im Fernsehen und online Geschichten erzählt. Jetzt widmet sie sich ihrer Leidenschaft – Büchern – und erzählt hier vor allem Liebesgeschichten. Privat liest sie ebenfalls eine Menge davon, ist aber auch dem Genre Fantasy verfallen. Warum Liebesromane manchmal einen schlechten Ruf haben, versteht sie nicht, schließlich ist die Liebe das schönste Gefühl der Welt. Zu kitschig sollte es deshalb trotzdem nicht werden – lieber spannend und emotional.

Patricia lebt mit ihrem Mann, ihrer Tochter und einem frechen Kater vor den Toren von München. Sie liebt den Geruch, der in der Luft liegt, kurz bevor es regnet, ist süchtig nach Chips und verausgabt sich in jeglicher Art kreativ. Deshalb designt sie auch ihre Buchcover selbst.

Auf Instagram und Facebook tauscht sie sich gerne mit Lesern aus.

Mehr Informationen:

www.patriciarenoth.com

Kolibriflattern

Von Patricia Renoth

Copyright © 2022 Patricia Renoth

Alle Rechte, einschließlich die des vollständigen oder teilweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

Patricia Renoth, Friedensstr. 24, 85622 Feldkirchen

patricia.renoth@gmx.de

www.PatriciaRenoth.com

Covergestaltung:

Patricia Renoth

Bild von Pawel Czerwinski / Unsplash

Bild von J Lee / Unsplash

Telefon: patricia.renoth@gmx.de

Für MEINE FAMILIE

Komplette

KOLIBRI-REIHE

- Kolibriherzschlag – Band 1
- Kolibrifarben – Band 2
- Kolibrizwitschern – Band 3
- Kolibriflattern – Band 4

Vorwort

Soundtrack 🎵

Wie auch schon in den drei Bänden zuvor, darfst du dir wieder Musik anhören, die ich passend zu bestimmten Stellen ausgesucht habe. Sie hat mir beim Schreiben geholfen, die richtige Stimmung zu erfassen und wenn du möchtest, hilft sie auch dir, noch tiefer in die Geschichte einzutauchen. Ganz ähnlich wie ein Soundtrack bei einem Film die Erzählung unterstützt. Die Namen der Lieder erfährst du an den ausgewählten Stellen im Buch.

Wie hörst du nun die Musik am einfachsten? Ich habe dir eine Spotify-Playlist zusammengestellt. Den Link dazu klickst du auf meiner Website. Dieselbe Musik findest du aber auch auf YouTube. Hier einfach die Titel in die Suchleiste eingeben. Selbstverständlich funktionieren auch alle möglichen anderen Musik-Anbieter.

Danke an alle Künstler für die Inspiration.

P.S.: Wer meinen Roman *Sternenvoll* kennt, weiß, dass der Saturn dort eine bestimmte Bedeutung hat. Seitdem fühle ich mich ganz besonders mit diesem Planeten verbunden. Und dieses Mal habe ich sogar einen Saturn-Song gefunden, der perfekt zur folgenden Geschichte passt.

Soundtrack zum Buch:

1. Mindfulness – Aija Alsina
2. Moon River – Henry Mancini
3. Hometown Glory – Adele
4. Sister Of Pearl – Baio
5. Unpack Your Bags – Lemony Rug
6. Saturn – Sleeping At Last
7. It's Ok – Tom Rosenthal
8. Perfume – Mehro
9. Pizza – Antilopen Gang

QR-Codes

Neben dem Soundtrack gibt es eine weitere Besonderheit in diesem Buch. Die Protagonistin Hannah wird ihrer Mama im Verlauf ihrer Reise digitale Postkarten schreiben. Du kannst sie dir in deiner Phantasie vorstellen, wie den Rest des Buches. Ich möchte dir aber auch die Möglichkeit geben, sie wirklich zu sehen. Dafür brauchst du lediglich ein Smartphone oder ein Tablet. Einfach deine Foto-App oder einen QR-Code-Scanner (App) über den Code im Buch halten und schon wirst du zu meiner Website weitergeleitet, auf der du dir die passende Postkarte ansehen kannst.

Viel Freude mit Hannahs Welt!

Deine Patricia

Teil 1

Kapitel 1

„Du musst mich loslassen!“, forderte ich ihn nun schon zum zweiten Mal auf. Hilflos stand ich hier, zwischen all diesen Menschen, die um uns herumwuselten. Die Rollen von Koffern und Gepäckwägen verursachten ein Grundrauschen, das immer wieder von Lautsprecherdurchsagen durchbrochen wurde. Es war laut und hektisch und ich musste meinen Flug kriegen. Ich schmiegte mich noch ein letztes Mal in seine Umarmung. Genoss den Duft seines Parfums, das ich ihm zu Weihnachten geschenkt hatte. Und seinen ganz eigenen Geruch, der sich durch eine leichte Note Chlor auszeichnete – das Schwimmbadaroma, das er nie so richtig loswurde. Denn er war der wahrscheinlich schnellste Duscher der Welt. Während ich den heißen Wasserstrahl nach dem Schwimmtraining herbeisehnte und mich darauf freute, das Chlor von meiner Haut zu waschen, wollte Moritz es nur rasch hinter sich bringen. Ein Stich fuhr mir ins Herz, wenn ich daran dachte, dass das vielleicht alles bald Vergangenheit sein würde. Ich schloss die Augen und sog seinen Geruch, seine Wärme – einfach ihn – noch einmal in mich auf. Dann machte ich mich von ihm los. Aber er war erneut nicht bereit, mich gehen zu lassen. Seine Hände griffen nach meinen und hielten sie fest.

„Warum fühlt sich dieser Abschied so verdammt endgültig an?“, seine Stimme klang kratzig und seine blauen Augen bekamen einen glasigen Schimmer.

Auch in meiner Kehle brannte es. „Wir wollten das beide. Wir wollten eine Pause, um zu sehen, wie wir alleine klarkommen“, wiederholte ich das, was wir schon etliche Male durchgekaut hatten. Und immer war das Ergebnis dasselbe gewesen.

„Und wenn ich es mir anders überlegt habe? Hannah, ich weiß überhaupt nicht, was ich ohne dich tun soll. Wer ich ohne dich bin ...“ In seine belegte Stimme hatte sich Verzweiflung gemischt. Und die zerriss mir das Herz. Schon im Gymnasium war er mein bester Freund gewesen und seit vier Jahren waren wir nun ein Paar. Bis jetzt. Ich schluckte schwer und eine Träne löste sich aus meinem rechten Auge. Sie zog ihre feuchte Spur über das Gesicht und tropfte schließlich von meinem Kinn. Ich machte keine Anstalten sie wegzuwischen, denn ich wusste, da waren noch viel mehr. Und als wäre diese einzelne Träne der Startschuss gewesen, floss plötzlich ein ganzes Meer von Traurigkeit über meine Wangen. Stück für Stück, als kämen sie direkt aus meinem Herzen, trugen die salzigen Tropfen meine Gefühle nach außen.

Moritz Hände wanderten an mein Gesicht. Seine Daumen strichen über meine Wangen, versuchten, die Traurigkeit wegzuwischen, aber den Schmerz vertrieb er damit nicht. Er beugte sich zu mir vor und küsste mich. Ein letzter Versuch, diese furchtbare Situation irgendwie zu retten. Der Kuss schmeckte nach Melancholie. Ich ließ mich darauf ein. Spürte seine weichen Lippen, seine Zunge, die sich ungestüm ihren Weg bahnte. Und ich fühlte wieder diese Hilflosigkeit in mir aufsteigen, die mich schon die vorangegangenen Wochen begleitet hatte. Und dann endete unser vielleicht letzter Kuss.

Moritz zog mich wieder in seine Arme. „Du kannst es dir noch anders überlegen. Du kannst einfach hierbleiben und dich mit mir auf die Entscheidungswettkämpfe vorbereiten. Du weißt, dass du eine Chance hättest, zu den Weltmeisterschaften mitzufahren. Wir beide gemeinsam. Das ist das, was wir immer wollten.“ Hoffnung schwang in seiner Stimme mit. Doch für mich fühlte sich diese Umarmung plötzlich nur noch einengend an. Und ich wusste wieder, warum wir hier standen. Warum unsere Beziehung eine Pause einlegen musste. Warum ich diese Pause so dringend brauchte.

Dieses Mal machte ich mich etwas vehementer von ihm los und trat einen Schritt zurück. „Es *war* mein Traum.“ Bei meinen Worten verzog er die Lippen zu einem Strich. Hölzern wischte er sich seine blonden Haare aus den Augen, die unter seiner grauen Beanie-Mütze hervorlugten. Wie oft hatte ich ihm aus Spaß sein Markenzeichen vom Kopf gerissen, nur um ihn aufzuziehen und seine Augen blitzen zu sehen?

Warum verstehst du einfach nicht, dass ich mich geändert habe? Wieshalb kannst du das nicht akzeptieren?

Meine Augen flehten ihn an, noch etwas Versöhnliches zu sagen. Etwas, das unsere Liebe vielleicht retten könnte. Ich wartete seit Monaten auf ein bisschen Verständnis für meine Situation. Unterstützung. Hilfe. Irgendetwas. Aber er blickte mich nur stumm an. Seine Traurigkeit hatte sich in etwas anderes verwandelt – in Wut. Auf mich. Auf meine Empfindungen. Darauf, dass ich unsere gemeinsame Welt torpedierte. Denn schon seit über einem Jahr hatte ich keinen Spaß mehr am Schwimmen. Einfach so. Ich hatte mein halbes Leben alles für diesen Sport getan. War mit vierzehn Jahren ins Internat gezogen, um besser trainieren zu können, weit weg von meinen Eltern. Doch in letzter Zeit hatte sie sich nach und nach eingeschlichen: Eine Unlust, die ich immer noch nicht richtig greifen konnte. Auf einmal beneidete ich die anderen Studenten für ihre Unabhängigkeit. Sie waren unabhängig von Trainingsplänen. Unabhängig von Ernährungsregeln. Unabhängig in ihrer Freizeitgestaltung. Plötzlich wollte ich so sein wie sie, musste mich dazu zwingen, jeden Morgen den Badeanzug anzuziehen. Verspürte auf einmal nicht mehr dieses Gefühl von Zuhause, wenn ich die Schwimmhalle betrat. Und das Schlimmste war: Ich wusste nicht, woran es lag. Ja, meine rechte Schulter plagte mich immer öfter. Aber das war nicht der Auslöser. Es hatte nie einen gegeben. Und das war das Problem. Sonst hätte ich vielleicht etwas daran ändern können. Denn ich wollte wieder Schwimmen *wollen*. Mit Moritz. Mit meinem Team. Ich wollte erneut dieses unglaubliche Gefühl von Adrenalin und Vorfreude spüren, wenn ich vor einem Wettbewerb auf dem Startblock stand. Dieses Kribbeln, das meinen ganzen Körper durchdrungen hatte, wegen dem ich mich erst so richtig lebendig gefühlt hatte. Ich wollte das alles wieder zurück. Aber es hatte sich verabschiedet. Hatte mich hilflos zurückgelassen. Einfach so. Und nun musste ich irgendwie damit klarkommen. Nur, dass Moritz mich so wenig unterstützte, das hatte mir wirklich den Boden unter den Füßen weggezogen. Ich hatte immer gedacht, dass ich mich auf ihn verlassen konnte. Dass er mein Anker wäre, wenn ich mal Probleme hätte. Aber es hatte sich herausgestellt, dass er das nicht war. Dass er es nicht sein konnte. Und deshalb brauchten wir diese Pause. Brauchte *ich* sie. Um herauszufinden, ob ich weiter einem Lebenstraum nachhängen wollte, der nicht mehr zu mir zu passen schien.

Ich atmete tief durch und blickte auf die große Uhr in der Halle. „Okay ... ich muss los“, stammelte ich. Auch wenn ich wusste, dass das der richtige Weg war, fühlte es sich trotzdem verflucht ätzend an. Ich war gerade mal achtzehn Jahre alt und hatte das Gefühl, ich hätte mein Leben total an die Wand gefahren.

Die Lederjacke knirschte, als er seine Arme vor seiner Brust verschränkte. Immer noch lag da dieser verkniffene Zug um seinen Mund. „Dann ziehen wir das also durch“, bemerkte er bitter. Unsicherheit blitzte in seinen Augen auf, aber dann ging ein Ruck durch ihn und er verschloss sich und seine Gefühle vor mir. „Mach’s gut, Hannah. Ich hoffe, du findest, was du suchst.“

Bevor ich etwas entgegnen konnte, hatte er sich umgedreht. Er drängte sich durch die vielen Menschen in der Abflughalle und schon bald verlor ich ihn aus den Augen.

Wütend wischte ich meine Tränen beiseite und lief auf den Sicherheitscheck zu. So hätte unser Abschied nicht laufen sollen. Aber wieder war diese Kluft zwischen uns aufgetaucht, die sich mittlerweile nicht mehr verleugnen ließ.

Ich hatte mir im Duty-free-Shop eine Zeitschrift gekauft, die passenderweise mit *10 Tipps gegen Flugangst* titelte. Denn als wäre das totale Chaos, das momentan in meinem Leben herrschte nicht schon schlimm genug, war ich im Begriff, in ein Flugzeug zu steigen. Für viele das normalste der Welt. Für mich: der Horror schlechthin. Ich litt unter einer ziemlich ausgeprägten Flugangst. Aber von Berlin nach New York gab es leider kein anderes Verkehrsmittel, das zeitlich in Frage gekommen wäre. Schließlich hatte ich nur vier Wochen Semesterferien. Also musste ich in den sauren Apfel beißen.

Ich spürte das Handy in meiner Hosentasche vibrieren und zog es heraus, um den Anruf anzunehmen.

„Hey, Mama.“

„Hallo, mein Schatz. Wie geht es dir? Bist du schon am Flughafen?“

„Yupp.“

„Wie war die Verabschiedung von Moritz?“

Ich hielt einen Moment inne, um die Emotionen zurückzudrängen, die sich wieder mit voller Wucht bemerkbar machen wollten. „Traurig“, antwortete ich dann knapp.

„Verstehe. Und, schon aufgeregt wegen dem Flug?“, erkundigte sie sich vorsichtig.

Ich war ihr dankbar, dass sie das Thema wechselte, selbst, wenn das neue auch nicht unbedingt nach meinem Geschmack war. „Was heißt hier *schon*? Immer noch! Und das so lange, bis ich wieder festen Boden unter den Füßen haben werde“, stöhnte ich frustriert.

„Ach, meine kleine Sternelfe fliegt in die weite Welt“, proklamierte meine Mama mit einem Schmunzeln in der Stimme. Sie hatte einen besonderen Sinn für Humor, für den ich sie liebte und eine manchmal etwas anstrengende Vorliebe für Kolibris. Deshalb trug ich diesen oberpeinlichen Kosenamen schon mein ganzes Leben lang. Aber ich musste zugeben, wenn sie mich irgendwann einmal nicht mehr so nennen würde, würde er mir wahrscheinlich fehlen.

„Ich bin dann wohl eher eine Sternelfe ohne Flügel“, entgegnete ich niedergeschlagen.

„Keine Sorge, du besitzt Flügel. Du musst sie nur ausstrecken. Hast du die Tropfen mitgenommen? Die pflanzlichen, zur Beruhigung, die ich dir besorgt habe?“

So ein Mist, die standen noch in meinem Wohnzimmerzimmer, unausgepackt in der Tüte. Ich hatte sie wirklich mitnehmen wollen, auch wenn ich keine Sekunde an ihre Wirkung glaubte, aber ich hatte sie im Stress wohl vergessen. Deshalb lenkte ich ganz schnell ab: „Du Mama, das Boarding beginnt, ich muss Schluss machen.“

„Moment noch, du meldest dich doch regelmäßig?“ Es klang wie eine Frage, war aber eigentlich als Aufforderung gemeint.

„Na klar, Mama.“

„Ich meine das ernst. Ich will alles genau wissen! Wie du mit John zurechtkommst und ob alle nett zu dir sind. Und schick mir mal eine Postkarte!“

„Eine Postkarte – ernsthaft? Wir leben nicht mehr in den 1950er Jahren. Wenn ich die abschicke, überhole ich sie wahrscheinlich noch auf meinem Rückweg.“ Im Hintergrund hörte ich, wie Cosmo, der Mann meiner Mama, ebenfalls einen Kommentar über Postkarten abließ – allerdings war der etwas bissiger als meiner. Ich musste lauthals lachen.

„Ja, ja, schon gut. Und nein, ich habe noch keinen Krückstock, aber ich hätte jetzt ganz gerne einen, um ihn dir überzuziehen“, antwortet sie ihm schlagfertig. Ich hörte jedoch genau, dass sie sich das Lachen verkneifen musste. Ich war unglaublich froh, dass die beiden sich gefunden hatten. Außerdem war es nicht so schlecht, einen Rockstar quasi in der Verwandtschaft zu haben. Cosmo war Sänger einer weltweit bekannten Band namens *No More Galaxy*.

„Das nächste Mal kommt ihr beide einfach mit in die USA“, schlug ich vor.

„Versprochen. Ich möchte deinen neuen Opa auf jeden Fall auch bald persönlich kennenlernen.“

Das Einsteigen ins Flugzeug dauerte ewig und ich stand hibbelig in der Schlange, während ich versuchte sowohl das Desaster mit Moritz, als auch die Flugangst auszublenzen. Beides lief nicht wirklich erfolgreich. Die Fluggastbrücke war für meinen Geschmack viel zu lang und ich fühlte mich in dieser fensterlosen Röhre irgendwie eingesperrt. Dass die Sonne draußen schon den ganzen Tag brannte, trug einen weiteren Teil zu meinem Unwohlsein bei und ich spürte, wie ich im Nacken anfang zu schwitzen. Also kramte ich aus dem Jeans-Rucksack einen Gummi heraus und fasste meine langen, welligen Haare zu einem Pferdeschwanz zusammen. Ich hatte das Glück, mit dickem, kräftigem Haar gesegnet zu sein. Was sich bei hohen Temperaturen aber leider anfühlte, als hätte ich einen warmen Schal um den Hals. Wie war das noch mit: Alles hat Vor- und Nachteile? Das konnte ich nur bestätigen. Auch fürs Schwimmen war meine lange Mähne nicht unbedingt praktisch. Aber ich hatte es nie übers Herz gebracht mich davon zu

trennen. Die Haare reichten mir bis zur Brust und ich trug sie seit meiner Kindheit immer lang. Als mein Nacken endlich freilag, atmete ich erleichtert auf. Die Schlange bewegte sich wieder nur zentimeterweise vorwärts. Als ich mein Handy herauszog, um mich irgendwie abzulenken, fiel mir die Sache mit den Postkarten wieder ein. Ich hatte letztens von einer App gelesen, mit der sich digitale Retro-Postkarten erstellen ließen. Ich durchsuchte den App-Store danach und wurde schnell fündig. Nach der Installation, die nur zwei Minuten gedauert hatte, öffnete ich die Anwendung und versuchte mich an meiner ersten Postkarte. Dazu benutzte ich das Foto, das ich vorher aus dem Fenster der Abflughalle geschossen hatte.

Postkarte 1



Bild von einem Flugzeug auf der Landebahn

Liebe Mama, was andere am Fliegen so schön finden, ist mir wirklich schleierhaft. Ich kann mir nichts Unheimlicheres vorstellen, als in dieses metallene Ungetüm einzusteigen. Von wegen „Über den Wolken...“ und so. Grenzenlose Freiheit spüre ich vielmehr unter den Wolken. Jetzt heißt es: Augen zu und durch. Kuss Hannah

Ich speicherte die beiden Bilder ab, die aussahen, wie Vorder- und Rückseite einer altmodischen Postkarte. Zufrieden schickte ich sie per Messenger an meine Mama. Tatsächlich hatte ich für ein paar Minuten die Angst vergessen, aber in diesem Moment betrat ich das Flugzeug und alles war sofort wieder da: Der Schweiß brach mir erneut aus, mir wurde plötzlich richtig schlecht und mein Herz fing an zu rasen.

Das „Herzlich willkommen“, des Flugbegleiters erwiderte ich deshalb nur mit einem schwachen Kopfnicken. Ich schob mich weiter zu meinem Platz und versuchte, meine flache Atmung zu vertiefen. Denn die hatte immer Schwindel zur Folge und wenn ich den nicht in den Griff bekam, würde ich mit ziemlicher Sicherheit Gebrauch von den Kotztüten machen müssen.

Ganz ruhig, Hannah! Ein und aus, ein und aus, ein und aus! Langsam! Es ist alles gut. Das Flugzeug ist das sicherste Verkehrsmittel, das es gibt.

Ich verstaute meinen Rucksack im Gepäckfach über den Sitzen, nahm mir aber die Kopfhörer und das Handy heraus. Dann setzte ich mich auf meinen Gangplatz, den ich extra schon im Voraus reserviert hatte und der sich direkt bei den Tragflächen befand. Hier waren die Bewegungen der Höllenmaschine am wenigsten zu spüren. Erneut versuchte ich, meine Atmung zu kontrollieren. Ich wusste, dass diese Angst irrational und völlig übertrieben war, aber sie ließ sich einfach nicht abschütteln. Es war mein allererster Flug gewesen, der mich traumatisiert hatte. Als Kind war ich mit meinen Eltern in den Urlaub nach Kreta geflogen und wir waren in heftige Turbulenzen geraten. Die Sauerstoffmasken waren heruntergefallen, die Flugbegleiterinnen hatten Panik in den Augen gehabt und mein Vater hatte angefangen zu beten – das volle Programm. Seitdem war Fliegen für mich purer Stress. Meine Mama hatte mich sogar schon dazu genötigt, eines dieser Flugangstseminare zu besuchen. Sie flog öfter mit Cosmo auf seine Konzerte und wollte mich ab und zu gerne mitnehmen. Außerdem musste ich auch für Schwimmwettkämpfe immer öfter europaweit fliegen. Im Seminar lernte ich dann viel über die Technik und Sicherheit beim Fliegen und etwas über Angstmechanismen. Allerdings blieb der große Erfolg, den der Kurs versprochen hatte, aus. Ja, ich schaffte es, mich in eine Maschine zu setzen und diesen Flug durchzustehen – immerhin ein Fortschritt. Aber es war trotzdem nicht angenehm für mich, in einem Flieger zu reisen. Die Angst klebte an mir, wie ein Bär an einem Honigglas – so als wollte sie mich fressen. *Aber nicht mit mir!*

„Heute gibt es kein Happi-Happi für dich“, murmelte ich, was mir einen irritierten Blick von meinem Sitznachbarn einbrachte. Ein älterer Herr, der mit seinen Ellbogen unsere theoretisch gemeinsame Mittelarmlehne komplett beanspruchte. Seine Zeitung schien unglaublich schwer zu sein, wenn er sich so raumgreifend abstützen musste. Im Übrigen: Wer las heute eigentlich noch Zeitung aus Papier? Das war ja fast schon so seltsam wie Postkarten. Ich musste grinsen. Dann schob ich mir die Stöpsel in die Ohren und startete meine Flugangst-du-kannst-mich-mal-Playlist.

♪ Hör dir Lied 1 des Soundtracks an: Mindfulness – Aija Alsina

Die Klänge des ersten Lieds beruhigten mich sofort. Sie umschmeichelten mich und packten mich in eine flauschige Wattewolke aus Noten und positiven Emotionen. Endlich ging meine Atmung wieder normal und die Übelkeit wich langsam einem flauen Gefühl im Magen.

Ein paar Minuten später unterbrach mich leider der Flugbegleiter, der mich daran erinnerte, dass beim Start keine Handys benutzt werden durften.

Ich zwang mich, meine Hände ruhig im Schoß zu falten und die Entspannungstechniken durchzugehen, die ich für diesen Fall gelernt hatte. Allerdings schaffte ich es gerade überhaupt nicht, mich darauf zu konzentrieren. Immer wieder machten meine Gedanken Abstecher, als hätten sie verdammte Flügel und von Flugangst noch nie etwas gehört. Letztendlich drehten sie sich nur um ein Thema. Denn ich musste mir eingestehen, dass ich nicht nur Angst hatte, mit diesem Flugzeug über die Wolken zu fliegen. Ich hatte in meinem Leben generell Angst davor, überhaupt loszufliegen, meine Flügel auszustrecken und meinen Kurs zu verändern. Mein Gefühl sagte mir, dass ich das Schwimmen an den Nagel hängen sollte. Aber ich hatte null Ahnung, was ich dann machen wollte. Hatte keinen Schimmer, wohin diese völlig neue Lebensreise gehen könnte. Aber dafür gewaltigen Bammel davor abzustürzen.

Kapitel 2

Ich zerrte meinen pinkfarbenen Koffer vom Gepäckband und stellte ihn neben mir ab. Dann huschte mein Blick umher und ich suchte nach dem richtigen Weg zum Ausgang. Langsam und vorsichtig bewegte ich mich in dieser völlig neuen Welt. Es war das erste Mal, dass ich Europa verlassen hatte. Zumindest war die Sprache für mich kein Problem. In der Schule hatte Englisch immer zu meinen Lieblingsfächern gezählt. Zusätzlich schaute ich mir gerne Filme in der Originalsprache an. Und natürlich brachte auch der Schwimmsport viele Kontakte in dieser Sprache mit sich: amerikanische Trainer, englischsprachige Videos und den Austausch mit Schwimmtalenten anderer Nationen. Dieser Vorteil hatte mir auch sehr dabei geholfen, eine Beziehung mit meinem Großvater aufzubauen, den ich erst seit einigen Monaten kannte. Und genau den suchte ich nun, als ich in die Ankunftshalle trat. Hier standen unglaublich viele Menschen, die jemanden abholen wollten. Einige davon hielten Schilder, auf denen Namen zu lesen waren, in den Händen. Teilweise waren es ganze Familien, die hier warteten.

Leicht verunsichert rollte ich meinen Koffer etwas zur Seite, um mir einen besseren Überblick zu verschaffen. Da sah ich, wie sich jemand aus dem Pulk löste und auf mich zukam. Erleichtert lächelte ich John an, der winkend auf mich zusteuerte. Doch sogleich wurde ich wieder von Unsicherheit gepackt: Wie begrüßt man seinen Großvater, den man fast siebzehn Jahre nicht gekannt hatte und dem man nun zum allerersten Mal gegenüberstand? Es war eine ziemlich ungewöhnliche Situation, mit der ich nicht so recht umzugehen wusste. Mit einer Hand klammerte ich mich immer noch am Koffergriff fest, während sich meine andere nervös in den Gurt des Rucksacks krallte.

Schnell Hannah, lass dir was einfallen! Hand schütteln? Zu unpersönlich. Küßchen auf die Wange? Auch irgendwie komisch. Umarmung? Keine Ahnung, ob wir schon soweit sind ...

Glücklicherweise wurde mir die Entscheidung abgenommen, als John mich mit festem Griff an sich drückte. Ich roch sein herbes Aftershave und fühlte seine Bartstoppeln an meiner Wange kratzen.

„So lange habe ich darauf gewartet, dich in die Arme schließen zu können“, richtete er sichtlich bewegt seine ersten Worte an mich, als er mich von sich weghielt – nur um mich anschließend sofort wieder an sich zu drücken.

Mit dieser herzlichen Begrüßung hatte ich nicht gerechnet. Ich hatte die Befürchtung gehabt, dass es krampfhaft und komisch sein würde, ihn live zu treffen. Auch wenn wir seit einem halben Jahr einmal die Woche videotelefontierten, um uns besser kennenzulernen. Hier hatten wir uns gut verstanden. Aber jemandem leibhaftig gegenüberzustehen, war noch einmal etwas ganz anderes. Und ich musste mir immer wieder sagen: Das ist mein Großvater. Der Vater meines Papas.

Mein Leben lang hatte ich meinen Opa aus Heidelberg für meinen leiblichen Verwandten gehalten. Ich kannte ihn seit meiner Kindheit und er war schon immer ganz selbstverständlich ein Teil der Familie. John hingegen war plötzlich komplett neu dazugekommen. Quasi aus dem Nichts. Und auch wenn ich bei unseren Telefonaten eine gewisse Verbindung zu ihm gespürt hatte, so hatte ich doch die Befürchtung gehabt, dass er mir bei unserem ersten Treffen wie ein Fremder vorkommen würde. Aber diese Bedenken zerstreuten sich gerade in alle Winde. Ich spürte sein vibrierendes Lachen, das durch meinen gesamten Körper drang, bis hin zu meinem Herzen. Es war, als würde er es damit in Schwingung versetzen. Einen Klang erzeugen. Etwas summte in mir und es war ein wunderbares Gefühl.

Endlich schaffte ich es, meine Hände vom Gepäck zu lösen und drückte ihn zurück. „Schön, dass ich hier bin“, brach ich mein Schweigen. Womit ich eigentlich meinte, dass ich mich wahnsinnig freute, ihn endlich auch persönlich kennenzulernen. Aber das in diesem Moment, in einer Fremdsprache auszudrücken, überstieg dann doch meine Sprachfähigkeiten.

Wieder hielt er mich an den Armen von sich weg und begutachtete mich ausgiebig. „Du hast meine Augen,“ bemerkte er stolz. „Das sieht man jetzt noch viel besser als auf den Videos.“ Und damit hatte er recht. Während die Augenfarbe meines Vaters eine Mischung aus braun, grün und grau gewesen war und meine Mama mit ihrem grünen Blick ziemlich aus der Masse herausstach, war es, als würde ich in diesem Moment in meine eigenen kastanienbraunen Augen schauen. Wir grinsten uns an und ich hatte das Gefühl, dass diese Gemeinsamkeit uns gefühlsmäßig direkt näher zusammenrücken ließ.

„Was hältst du davon, wenn wir uns noch kurz in ein Café setzen, bevor wir zum Appartement fahren? Dann habe ich dich noch ein paar Minuten für mich, bevor ich dich der Meute vorstelle“, schlug er lächelnd vor. Um seine Augen gruppierten sich eine Menge Lachfältchen. Das passte zu dem, wie ich ihn bisher kennengelernt hatte. Er schien ein fröhlicher Mensch zu sein – noch etwas, das wir gemeinsam hatten. Auf den ersten Blick wirkte er aber eher wie ein Karrieretyp, gar nicht wie ein freundlicher Großvater. Sein blauer Anzug saß wie angegossen. Bei dem hellblauen Hemd darunter standen lässig die zwei obersten Knöpfe offen. Das Einstecktuch in seinem Jackett war ebenfalls hellblau und sein Handgelenk zierte eine teuer aussehende Uhr. Seine graumelierten Haare trug er in eine erstaunlich modische Frisur. Alles in allem sah er überhaupt nicht nach *Opa* aus, eher nach Filmstar. Ganz leichte Ähnlichkeiten mit *Pierce Brosnan* waren auf jeden Fall vorhanden.

Ich habe also einen James-Bond-Großvater. Eigentlich ziemlich nice.

Nachdem ich das gedacht hatte, überfiel mich direkt das schlechte Gewissen. Denn John war das genaue Gegenteil von meinem Heidelberger Opa, dessen Pullunder sich über seinen feisten Bauch spannte und der *Crocs* für die beste Erfindung hielt, seit es Schuhe gab. Aber das machte ihn ganz und gar nicht weniger liebenswert. Er war, seit ich denken konnte, mein Opa und obwohl wir nicht blutsverwandt waren, würde er es in meinem Herzen immer bleiben. Aber ich hatte dort auch noch genug Platz für einen nagelneuen James-Bond-Großvater.

Na gut, ganz nagelneu ist er wohl nicht mehr. Mit seinen siebenundsechzig Jahren kommt er mir eher steinalt vor.

Ich musste innerlich grinsen.

Wir setzten uns in ein kleines Café mit nur wenigen Tischen, die fast alle schon von Reisenden und ihren Koffern und Taschen besetzt waren. Ich bestellte mir einen Kaffee, weil ich merkte, wie mich plötzlich die Müdigkeit überfiel. Eigentlich wäre es für mich schon Zeit, ins Bett zu gehen, aber hier war es erst sechzehn Uhr.

„Der Jetlag“, kommentierte John mein herzhaftes Gähnen. „Am besten du hältst heute noch so lange wie möglich durch, ohne ein Nickerchen zu machen! Dann bist du schnell in der neuen Zeitzone angekommen.“ Auch er hatte sich eine Tasse Kaffee bestellt und rührte gerade Zucker aus einem Streuer hinein. „Ich habe mir versucht, die nächsten Tage so viel wie möglich Zeit freizuschaukeln, damit wir zusammen etwas unternehmen können. Aber keine Sorge,“ John stellte den Zuckerstreuer ab und hob augenzwinkernd beide Hände. „Ich weiß natürlich, dass du New York auch auf eigene Faust entdecken möchtest. Du musst also keine Angst haben, dass du die ganze Zeit nur mit deinem alten Opa abhängen wirst. Die anderen Teile der Familie haben außerdem auch schon Ansprüche angemeldet.“

Richtig. Mit John hatte ich nicht nur einen neuen Opa dazugewonnen, sondern einen ganzen Familienzweig obendrauf: eine leibliche Tante, einen angeheirateten Onkel, zwei Cousins und eine Cousine. Die Frau meines Opas lebte leider nicht mehr. Aber sie wäre auch nicht mit mir verwandt gewesen, denn mein Vater war das Ergebnis einer Affäre zwischen dem damals in Deutschland stationierten John und meiner Heidelberger Oma.

Meine nagelneue Verwandtschaft kannte ich noch kaum. Die Videotelefonate hatte ich immer mit John geführt und nur ein paarmal waren einige der anderen dazugekommen, um sich vorzustellen. Es war quasi unmöglich gewesen, über die Distanz eine Beziehung mit ihnen allen aufzubauen, was mitunter ein Grund gewesen war, um hierherzukommen. Ich wollte diesen Teil meiner Familie kennenlernen und etwas über meine Wurzeln erfahren, die auch hier in Amerika lagen.

Es war einiges, das ich in letzter Zeit zu verdauen hatte. Aber es half nicht, den Kopf in den Sand zu stecken. Vielmehr freute ich mich darüber, dass hier unerzählte Geschichten auf mich warteten und ich eine ganz neue Seite meiner Vergangenheit entdecken könnte. Vor allem das sportliche Talent hatte sich

mein Leben lang mit meiner Genetik nie wirklich erklären lassen. Der Fall lag nun anders, denn John entstammte einer regelrechten Sportdynastie. Sein Vater war ein erfolgreicher Baseballspieler gewesen und hatte eine Firma für Sportzubehör gegründet, die heute ein riesiger Konzern war. Der Name *Westman* war den meisten Menschen in den USA ein Begriff, zumindest denjenigen, die schon mal einen Baseball, einen Football oder einen Tennisschläger in der Hand gehalten hatten. Auch John hatte erfolgreich College-Baseball gespielt, sich dann aber gegen den Profisport und für die Firma entschieden.

„Ich freue mich wirklich sehr darauf, alle kennenzulernen.“ Und das war keine Floskel.

„Und genauso ist es umgekehrt. Rosa hat das Gästezimmer für dich herrichten lassen und ist schon den ganzen Tag mit Kochen beschäftigt. Sie ist unsere Haushälterin und die gute Seele des Appartements. Sie hat es sich nicht nehmen lassen, ein Festessen auf die Beine zu stellen. Wir wollen schließlich deine Ankunft ordentlich feiern und...“ In dem Moment klingelte sein Handy. „Oh, tut mir leid, da muss ich kurz rangehen“, entschuldigte er sich, stand auf und entfernte sich ein paar Schritte.

Er hatte sich vor einiger Zeit aus der Firma zurückgezogen und sie seiner Tochter Melissa übergeben. Trotzdem war er nicht ganz daraus verschwunden. Er leitete immer noch den Charity-Bereich des Unternehmens und war damit weiterhin gut beschäftigt. Aber er tat jetzt ausschließlich das, was ihm Spaß machte – so hatte er es mir zumindest erklärt.

Der Weg vom Flughafen bis nach Manhattan dauerte fast eine Stunde. Zu meiner Überraschung war John nicht selbst mit dem Auto gekommen, sondern mit einem Fahrer und einer schwarzen, geräumigen Limousine.

„Ich fahre eigentlich nie selbst. So kann ich die Zeit viel besser nutzen“, erklärte er mir. Auf der Fahrt zeigte er mir die Umgebung und fragte mich immer wieder Dinge über mein Leben. Das war schon bei unseren Videotelefonaten so gewesen. Er hatte von Anfang an echtes Interesse an mir gezeigt, mich vieles gefragt und mir dann immer zugehört, ohne mich zu unterbrechen. Außerdem hatte er angefangen, seine Deutschkenntnisse, die er vor zweiundvierzig Jahren als Soldat erworben hatte, mit einem Lehrer wiederaufzufrischen. Und das nur, damit er sich auch ein wenig in meiner Muttersprache mit mir unterhalten konnte.

Als wir an einem McDonald’s-Restaurant vorbeikamen und ich den Begriff *Drive-Thru* las, wunderte ich mich und erklärte John, dass es in Deutschland *Drive-In* hieß. Das war vor allem deshalb seltsam, weil der Begriff ja aus dem Amerikanischen kam.

„Drive-In waren bei uns früher Fast-Food-Restaurants, bei denen die Menschen mit ihrem Auto auf den Parkplatz fuhren und dann kam eine Bedienung heraus, nahm die Bestellung auf und brachte das Essen. Es gab sogar extra Vorrichtungen für das Tablett, mit denen man es am geöffneten Wagenfenster befestigen konnte. Später wurde es dann populär, sich das Essen selbst zu holen und die Drive-Ins verschwanden. Irgendwann wurde dann der Drive-Thru erfunden, so wie er heute ist: Die Kunden fahren mit dem Auto an ein Fenster und werden dort bedient.“

„Das ist ja spannend. Bei uns gab es glaube ich solche Drive-Ins nicht, zumindest habe ich noch nie davon gehört. Weshalb wahrscheinlich diese Bezeichnung dann für die Drive-Thrus verwendet worden ist – das ist nämlich nicht ganz einfach auszusprechen für uns, wegen des ‚th’s‘.“

In dem Moment tauchten wir in die Häuserschluchten von Manhattan ein und ich starrte wie gebannt aus dem Fenster. Es war beeindruckend, zwischen diesen riesigen Hochhäusern hindurchzufahren. Ich fühlte mich wie in einer anderen Welt. Wie ein Zwerg in einem Land der Riesen. Oder eine Ameise in einer gewaltigen Wiese aus Stahl, Beton und Glas. „Können wir hier kurz anhalten?“, bat ich aufgeregt, als wir an einem besonders imposanten Hochhaus vorbeifuhren. John lächelte und wies den Fahrer an, einen kurzen Stopp einzulegen. Ich sprang regelrecht aus dem Auto. Der Wolkenkratzer vor mir sah alt aus und besaß wunderschöne Messingverzierungen. Er befand sich an einem belebten Platz. Ich erblickte einen Hotdog-Stand, Menschen auf blauen Leihfahrrädern und eine goldene Statue mit einem Pferd inklusive Reiter. John erklärte mir gerade, wen sie darstellte, aber ich hatte es sofort wieder vergessen. Meine ganze

Aufmerksamkeit war auf diese Stimmung gerichtet. Die Geräusche, die gelben Taxis, die ich bisher nur aus den Medien kannte, die beeindruckende Architektur um mich herum, der Geruch nach Essen und die amerikanischen Sprachfetzen, die ich immer wieder aufschnappte. Ich drehte mich um die eigene Achse und nahm das alles in mich auf. Dann zückte ich mein Handy und schoss ein Foto nach dem anderen. Es war wirklich der absolute Wahnsinn, hier in New York zu sein. Ich konnte es noch gar nicht so richtig glauben.

Als ich mich wieder zu John umdrehte, sah ich, wie er mich schmunzelnd beobachtete. Hinter ihm stand unsere Limousine mit Warnblinker in der zweiten Reihe. Ich hatte überhaupt nicht darauf geachtet, dass es hier ja keine Möglichkeit zu parken gab. Das war mir direkt unangenehm. „Tut mir leid, aber das ist alles so aufregend für mich“, bemerkte ich leicht verlegen.

„Es ist mir eine Freude, ein paar Tropfen von deiner Euphorie abzubekommen. Ich nehme es viel zu oft als gegeben hin, weil ich hier wohne, aber diese Stadt hat wirklich etwas Überwältigendes. Apropos wohnen: Wir sind ohnehin schon ganz in der Nähe von unserem Zuhause“, erklärte John. Auf der Weiterfahrt öffnete ich die Postkarten-App und bastelte erneut eine Ansichtskarte. Dieses Mal mit einem der Fotos, die ich gerade gemacht hatte.

Postkarte 2



Bild von Hochhäusern und einem Taxi in Manhattan

Liebe Mama, ich habe den Flug wider Erwarten überlebt. New York ist beeindruckend. Kuss Hannah

Fünf Minuten später hielt unsere Limousine vor einem vornehm aussehenden Gebäude. Bevor der Chauffeur oder John aussteigen konnten, kam ein Doorman auf das Fahrzeug zu. Er trug eine typische Uniform in Grün, mit großen messingfarbenen Knöpfen. Formvollendet öffnete er die Autotür und ließ mich aussteigen. Dabei tippte er an seine Kappe, verbeugt sich leicht und wünschte mir einen schönen Tag. Verdattert kletterte ich aus dem Auto. Ich wusste theoretisch, dass es eine Besonderheit in New York war, dass hier manche Appartementhäuser einen Doorman beschäftigten, also jemanden der Türen öffnete, Pakete annahm und Besucher ankündigte. Aber da ich dieses Wissen ausschließlich aus Filmen bezogen hatte, kam es mir nun surreal vor, tatsächlich einem Doorman gegenüberzustehen.

„Hallo, Frank“, begrüßt John ihn, nachdem er hinter mir aus dem Wagen gestiegen war. Frank und der Chauffeur luden gemeinsam das Gepäck aus, während mein Großvater mich unterhakte und in das edle Foyer des Gebäudes führte. Ich erblickte hellen Marmor, dunkles Holz und einen riesigen modernen Lüster aus Glaselementen in verschiedenen Grüntönen. Eine Couchlandschaft aus beigem Leder befand sich gegenüber einem Holztresen, der wie eine Rezeption wirkte. Als ich Frank hinter mir mit einem Kofferwagen hantieren sah, fühlte ich mich endgültig wie in einem Luxushotel. Zu sagen, dass mir der Mund offen stehen blieb, war noch untertrieben. Wären wir in einem Comic, würde mein Kinn bis zum edlen Steinboden hängen, auf dem nicht ein einziges Dreckkrümelchen zu sehen war.

Auch das Appartement von Cosmo, in das meine Mama eingezogen war, befand sich in einer sauteuren Wohnanlage. Aber das hier legte definitiv eine Schippe drauf. Alles hier strahlte Luxus aus.

Wir nahmen den Aufzug in den obersten Stock – das Penthouse. Natürlich. Hätte ich mir denken können. Als wir auf den Flur traten, versanken meine Chucks regelrecht im weichen Teppichboden. Obwohl er hellbeige war, konnte ich nicht einen einzigen Fleck ausmachen. Was beschäftigten die hier bitte für Reinigungskräfte? Die mussten Superkräfte besitzen. Immerhin latschte hier jeder tagtäglich mit

seinen schmutzigen Straßenschuhen darüber. Der Teppich wirkte trotzdem sauberer als der Linoleumboden im Flur des Studentenwohnheims, der mehrmals die Woche gewischt wurde.

Vor der Haustür hielt John kurz inne. „Bereit?“, fragte er mich. Ich nickte. Einerseits war ich unglaublich müde und würde am liebsten sofort ins Bett fallen, andererseits war ich auch unglaublich neugierig.

Mein Großvater sperrte die Tür auf und wir traten in einen Vorraum mit einem runden Tisch in der Mitte, auf dem ein riesiges Gesteck aus Blumen stand. Die Hälfte davon könnte ich nicht einmal mit Namen benennen, so exotisch sahen sie aus. Eine kleine rundliche Frau trat zu uns, die dunkel gekleidet war: schwarze Bluse, schwarze Hose, schwarzes Halstuch. Sie strahlte mich an und ihrem Mund entkam ein Schwall von Worten, den ich nicht verstehen konnte. Ich würde auf Spanisch tippen. „¡Dios mío! Da bist du ja endlich, mi corazón!“ Das zumindest hatte ich verstanden und ihre offensichtliche Freude, ließ meine Wangen ganz warm werden.

„Das ist Rosa, die Perle des Appartements, ohne die hier nichts läuft und das ist meine Enkelin Hannah aus Deutschland“, stellte er uns vor.

Sie trat auf mich zu und rieb mir liebevoll über die Oberarme. Berührungssängste schien es im Land der unbegrenzten Möglichkeiten anscheinend keine zu geben. „Du musst müde sein, gibt mir deinen Mantel.“ Ich streifte mir meinen strahlend gelben Parka von den Schultern und gab ihn ihr. Sie verstaute ihn in einem der Einbauschränke aus dunklem, glänzendem Holz, aus denen der gesamte Raum zu bestehen schien. John war schon vorgegangen und ich folgte ihm mit leicht wackeligen Schritten. So sehr ich auch darauf brannte, alle kennenzulernen, so nervös machte es mich. Besonders, seit wir in dieses luxuriöse Ambiente eingetaucht waren, kam ich mir ein bisschen fehl am Platz vor. Als würde ich nicht so richtig hierher passen.

Das wird schon! Es ist immerhin deine Familie. Natürlich passt du hierher.

Nachdem wir einen kurzen Flur mit teuer aussehender Kunst an den Wänden und noch teurer aussehenden Vasen auf gläsernen Sideboards passiert hatten, traten wir in einen offenen Wohnbereich. Und hier wurde ich eines Besseren belehrt: Ich passte keinesfalls an diesen Ort. Der Raum war deshalb so beeindruckend, weil alles zusammenpasste. Die Wände bestanden komplett aus poliertem Holz. In der Mitte loderte ein prasselndes Feuer in einem Kamin aus schwarzem Marmor. Der gesamte Boden war mit demselben Material ausgelegt. Ich sah beleuchtete afrikanische Masken auf steinernen Säulen stehen, wie in einem Museum. Der Couchtisch bestand aus einem Naturstein, auf dem verschiedene schwarze Skulpturen drapiert waren. Die Sofas waren mit grauem Samt bezogen – eingefasst in dunkles Holz. Mehrere Sessel standen herum, die so modern aussahen, dass ich mir unmöglich vorstellen konnte, bequem darin zu sitzen. Alles wirkte so, als wäre es genau für diesen Raum maßangefertigt worden – was es wahrscheinlich auch war. Die Farbpalette bestand ausschließlich aus dunklen und gedeckten Tönen, mit ein paar wenigen Akzenten in Senfgelb und Messing. Und sie war das genaue Gegenteil von der Farbpalette meines Kleiderschranks und auch meiner Einrichtung im Studentenwohnheim. Ich bevorzugte leuchtende und knallige Farben. Es gab kein einziges schwarzes oder graues Teil in meinem Schrank. Ich liebte die Fröhlichkeit um mich herum, die *Bunt* für mich bedeutete. Noch krasser wie ein Eindringling fühlte ich mich, als wir den Kamin umrundeten, von dessen anderer Seite man ebenfalls in die Flammen schauen konnte. Hier wartete der Rest der Familie. Sie standen um einen braunen Bartresen aus Rauchglas herum und blickten mich erwartungsvoll an. Hinter ihnen erspähte ich eine riesige Tafel aus dunklem Stein, an der sicher zwei Fußballmannschaften Platz finden würden. Nur etwa ein Drittel davon war eingedeckt. Die Kristallgläser blitzten, die Stoffservietten waren kunstvoll drapiert und ein Mann, der wie ein Kellner aussah, schenkte gerade Wasser ein. Mein Blick glitt sofort wieder zurück zu meiner Tante, meinem Onkel, meiner Cousine und meinem Cousin. Alle sahen so aus, als würden sie zu einer vornehmen Abendveranstaltung gehen. Seide schimmerte, Diamanten blitzten und die Männer trugen schwarze Anzüge - ungelogen. Immerhin keine Fliegen oder Krawatten. Ansonsten sahen sie jedoch so aus, wie ich mir jemanden vorstellte, der in die Oper gehen würde. Ich war zwar noch nie in einer gewesen, hatte aber zumindest den Film *Pretty Woman* gesehen.

Ich blickte an mir herunter, an meinen abgetragenen Chucks, den royalblauen Jeans und dem orangefarbenen Pullover mit den groben Maschen. Ich war ungeschminkt, meine Haare lagen wirr um meinen Kopf und ich hatte eine Dusche verdammt nötig. Das alles trug nicht gerade dazu bei, mich hier wohlfühlen. Es kam mir plötzlich wie ein Schwindel vor. Das konnte unmöglich meine Familie sein. Ich war vollkommen überfordert von der Gesamtsituation. „Hi“, brachte ich krächzend heraus und schämte mich sofort für meine dürftige Begrüßung. Aber meine Kehle fühlte sich wie ausgetrocknet an. Ich spürte die Hand von John in meinem Rücken, die mich beruhigend streichelte. Ich hatte keine Ahnung, ob er das bewusst oder unbewusst tat, aber es half mir, mich wieder einzukriegen.

„Ich habe euch jemanden mitgebracht“, hörte ich ihn fröhlich sagen.

Meine Tante Melissa kam als Erste auf mich zu. Sie schlug sich die Hand vor den Mund und rang sichtlich um Fassung. Es dauerte einen Moment, indem sie mich nur anstarrte, bis sie sich wieder gefangen hatte. „Hannah, wie schön, dass du da bist. Sorry, ich hätte nicht gedacht, wie sehr mich das erwischt, dich zu sehen.“ Sie lächelte entschuldigend. Dann nahm sie mich in den Arm, genauso wie mein Großvater es am Flughafen getan hatte: fest und herzlich. Sie war eine zarte Person und trotz ihrer Stilettos ein Stück kleiner als ich. Mit meinen einen Meter einundsiebzig war ich allerdings auch größer als die Durchschnittsfrau.

„Dass ich eine Nichte habe, ist so unglaublich. Unglaublich schön. Ich habe wirklich eine Nichte, ich fasse es nicht.“ Sie lachte glucksend, während sie sich eine Träne aus dem Augenwinkel wischte.

Und auf einmal war das Drumherum egal. Die Luxuswohnung, die Abendgarderobe – einfach alles rückte in den Hintergrund. Ich schloss zum ersten Mal in meinem Leben meine Tante in die Arme und das fühlte sich wundervoll an. Und mit ihrer offenen und emotionalen Art gab sie mir viel mehr das Gefühl, willkommen zu sein, als jedes überkandidelte Begrüßungessen es jemals gekonnt hätte. Als Nächstes trat mein Onkel Miguel an mich heran. Seine kurzen dunklen Locken waren an den Seiten schon ergraut und gegen seine Frau wirkte er riesig. Er drückte mich ebenfalls, wenn auch nur ganz kurz. „Schön, dass du da bist.“ Dann ließ er seinen Kindern den Vortritt. „Die neue Attraktion in unserer Familie. Willkommen im Irrenhaus!“ Codys verschmitztes Grinsen erinnerte mich direkt an das seines Vaters. Seine dunklen Augen blitzten, als er auf mich zutrat, mich hochhob und im Kreis herumwirbelte.

„Cody, sei vorsichtig mir unserem neuen Familienmitglied“, ermahnte ihn Melissa gutmütig. „Und natürlich sind wir kein Irrenhaus. Glaub ihm kein Wort! Er übertreibt wie immer schamlos“, lachte sie.

Als er mich absetzte, drehte sich kurz alles. Aber Cody hielt mich weiter fest, bis sich mein Gleichgewicht wieder eingestellt hatte, und ich musste ebenfalls lachen. „Ich merke schon, die Begrüßungen laufen hier anders ab, als in Deutschland“, kicherte ich.

„Du meinst wohl die Begrüßungen in der Westman-Familie laufen anders ab“, zwinkerte Cody mir zu.

Meine Cousine Olivia, stand immer noch am Tresen und stellte jetzt erst ihr Glas ab. Ihr Lächeln wirkte irgendwie gezwungen. Oder kam mir das nur so vor? Sie trat auf mich zu und gab mir Küsschen auf beide Wangen. Ich roch ihr süßliches Parfum und ich hatte das Gefühl, sie berührte mich so wenig wie möglich. „Hallo“, war alles, was sie sagte. Ich wusste, dass sie mit fünfzehn Jahren das Nesthäkchen war und noch auf die Highschool ging, während Cody schon studierte. Und sie erfüllte das Klischee des Kükens, zumindest bei den offensichtlichen Dingen, in allen Punkten: Sie war klein und zierlich, wie ihre Mutter Melissa und hatte auch dieselben dunkelblonden Haare wie sie. Während diese jedoch bei meiner Tante zu einem glatten Pagenkopf frisiert waren, trug Olivia sie lang und leicht gewellt. Ihr Gesicht zierten eine Stupsnase und hellblaue Augen. Sie war wirklich süß und alles an ihr schrie *Mädchen*. Ihr Kleid war roséfarben und bauschte sich um ihre Beine. Ihre langen Nägel leuchteten pink und ihr Gesicht war trotz ihres jungen Alters stark geschminkt.

„Hallo Olivia, freut mich, dich endlich einmal live zu sehen“, begrüßte ich sie freundlich.

„Scheint ja ein anstrengender Flug gewesen zu sein“, bemerkte sie leicht abfällig, während ihr Blick über meine Erscheinung wanderte.

„Du siehst wirklich ein bisschen müde aus“, fügte Melissa mit einem strafenden Seitenblick zu ihrer Tochter hinzu, der mir nicht entging, auch wenn er sehr subtil war. „Ich fürchte, vor lauter Vorfreude haben wir es alle ein bisschen übertrieben.“ Sie deutete um sich und wirkte tatsächlich zerknirscht.

„Wahrscheinlich ist dir nach der langen Reise gar nicht nach so einer doch etwas formellen Feier. Ich würde sagen, ich zeige dir jetzt erst einmal dein Zimmer und du machst dich frisch. Wir schlüpfen währenddessen alle in etwas Bequemerem und treffen uns dann wieder hier.“

„Halleluja, endlich raus aus dem Anzug“, stöhnte Cody zufrieden. Ohne darauf einzugehen, führte mich Melissa einen weiteren Gang entlang. Ich war ihr sehr dankbar für ihren Vorschlag, was ich ihr auch mitteilte. Das Gähnen setzte wieder ein und ich fühlte mich wie gerädert. „Ich hoffe nur, ich habe eure Willkommensfeier damit nicht ruiniert“, fügte ich noch etwas verlegen hinzu.

„Unsinn. Die Feier ist zu deinen Ehren, also wandeln wir sie eben so ab, wie es für dich passt.“ Sie blickte lächelnd über ihre Schulter. Ganz am Ende des Flurs öffnete sie eine Tür zu einem Raum mit einem Doppelbett. Es besaß ein riesiges, gestepptes Kopfteil, das in einem dunklen Beigeton gehalten war. Die gesamte gegenüberliegende Wand bestand aus einem Einbauschrank aus rötlichem, poliertem Holz, in die auch ein Fernsehgerät eingelassen war. Unter dem Fenster gab es einen Schreibtisch aus Glas und in der Ecke zu meiner Rechten war ein Sessel aus dunkelblauem Velours mit eckigen Armlehnen aus goldfarbenem Metall platziert. Die Tür zum Badezimmer war geöffnet und ich konnte erkennen, dass es komplett aus grauem Marmor bestand. Der Boden, die Wände, sogar das Waschbecken war aus diesem edlen Material gefertigt. Durch die starke Maserung wirkte es sehr unruhig auf mich, aber die ganze Wohnung war nicht unbedingt nach meinem persönlichen Geschmack. Selbstredend wirkte alles unglaublich stilvoll, aber leider auch recht unpersönlich und kalt – zumindest auf mich. Nichts lag herum, nicht einmal eine Zeitschrift oder ein Kugelschreiber. Trotzdem hatte ich absolut keinen Grund, mich zu beschweren. Das hier war ein unglaubliches Zimmer mit eigenem Bad, einem großen Bett, das superbequem aussah, und jeglichem Komfort, den ich mir nur wünschen konnte. „Das ist, wow, ein fantastisches Zimmer, danke.“

Melissa sah mich einen Moment etwas verunsichert an. Hatte ich vielleicht ein falsches Wort benutzt? Dann aber meinte sie nur: „Richte dich erst einmal ein und mach dich frisch! In einer halben Stunde treffen wir uns zu einem schnellen Abendessen und danach darfst du auch bald ins Bett gehen, versprochen.“ Sie lächelte mich noch einmal an und schloss dann sanft die Tür hinter sich. Ich hörte ihre Stilettos im Flur auf dem Steinboden klackern, bevor es still wurde. Mit ausgebreiteten Armen ließ ich mich rücklings aufs Bett fallen und stieß geräuschvoll die Luft aus. Puh. Ich war wirklich fertig. Die Eindrücke dieses Tages machten mir einen schweren Kopf und meine Augen wollten nur noch zufallen. Aber ich zwang mich dazu, aufzustehen und den Koffer zu öffnen, der wie von Zauberhand schon in mein Zimmer gebracht worden war. Ich holte meinen Kosmetikbeutel und frische Sachen heraus und ging ins Bad. Die Dusche besaß allen Schnickschnack, den man sich nur vorstellen konnte: Massagedüsen, Regenschauerduschkopf und ein Beleuchtungssystem. Aber um nicht unhöflich zu sein, hielt ich mich mit alledem nicht lange auf, sondern brachte die Dusche so schnell wie möglich hinter mich. Da ich keine Zeit hatte, meine brünetten Haare zu föhnen, flocht ich sie zu einem Zopf und schlüpfte in ein relativ schlichtes smaragdgrünes Kleid. Dazu kombinierte ich Leggings mit Leopardendmuster. Melissa hatte zwar gesagt, dass sie sich auch etwas Bequemerem anziehen wollten, aber ich wusste nicht, was das in diesen Kreisen hieß. Ich glaubte jedenfalls keine Sekunde daran, dass sie von Jogginghosen gesprochen hatte.

Und ich behielt recht. Als ich zurückkam, hatten sich alle wieder um den Tresen versammelt, allerdings saßen sie dieses Mal auf den Barstühlen. Die große Tafel war komplett abgedeckt worden und auf dem Hochtisch standen nun lauter Schüsseln mit Essen. Selbst die Gedecke sahen deutlich weniger formell aus, als noch vorhin. Melissa trug eine buntgemusterte Palazzohose und dazu ein unifarbenes Twinset in Lavendel. Die Herren hatten ihre Anzüge gegen edel aussehende Pullover und Stoffhosen getauscht. Olivia kam gerade die große Wendeltreppe herunter – und auch diese war aus dunklem Marmor und poliertem Holz, mit einem Handlauf aus Messing.

Täglich grüßt das Murmeltier. So chic das alles hier ist, aber besonders viel Abwechslung hat der Innenarchitekt nicht reingebracht.

Alles hatte eine leicht gediegene, maskuline Note, weshalb ich auf einen männlichen Innendesigner tippte. Meine Cousine hatte sich ebenfalls umgezogen, aber selbst ihr Outfit war von einem Jogginganzug

meilenweit entfernt. Ihr Kleid war dieses Mal kurz, lila und sie hatte den Großteil ihres Schmucks abgenommen.

Der Kellner, den ich vorher nur aus dem Augenwinkel wahrgenommen hatte, war verschwunden und Rosa schenkte gerade allen, außer mir und Olivia, Wein ein. Anders als in Deutschland war Alkohol in den USA in den meisten Bundesstaaten erst ab einundzwanzig Jahren erlaubt. Zumindest in der Öffentlichkeit. Rosa schien das auch im privaten Rahmen für angemessen zu halten, was in Ordnung war. Ich trank ohnehin nur selten etwas, außer ab und an ein Bier oder ein Glas Sekt.

„Dir ist sicher schon aufgefallen, dass Ryan heute nicht da ist. Er ist auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung, wo er leider unabkömmlich war“, erklärte mir John.

Richtig, mein zweiter Cousin. Den hatte ich in dem ganzen Trubel völlig vergessen. Upsi.

„Das hat er zumindest gesagt ...“ Cody verzog das Gesicht, als würde er das in Frage stellen.

„Er hat versprochen dort einen Football medienwirksam zu signieren“, erklärte Melissa streng, an meinen Cousin gewandt. „Ryan wäre sehr gerne hier gewesen“, ergänzte sie in meine Richtung.

„Kein Problem, ich bin ja noch ein bisschen länger hier“, bemerkte ich fröhlich.

„Was ganz wunderbar ist. Morgen Nachmittag habe ich mir freigenommen und ich dachte, wir sehen uns gemeinsam ein bisschen New York an. Was hältst du davon?“, fragte John mich.

„Sehr gerne.“ Ich freute mich darauf, nicht nur die Familie, sondern auch diese berühmte Stadt kennenzulernen. Wieder hatte ich das Gefühl, dass Olivia mir seltsame Blicke zuwarf, aber wahrscheinlich bildete ich mir das nur ein. Mein Jetlag forderte langsam seinen Tribut und ich konnte ohnehin kaum noch geradeaus schauen.

Als das Essen beendet und ich endlich wieder in meinem Zimmer war, nahm ich mein Handy und schrieb Moritz eine Nachricht, dass ich gut angekommen war. Bei ihm war es jetzt früher Morgen und er lag mit Sicherheit im Bett. Selbst wenn wir eine Beziehungspause eingelegt hatten, wollte ich ihn wissen lassen, dass bei meiner Reise alles gutgegangen war. Dann trat ich ans Fenster und blickte auf die hell erleuchtete Stadt unter mir. Ich hatte es wirklich getan. Ich hatte auf das Schwimmtraining gepfiffen und war nach New York gekommen. Dass ich diesen Schritt gewagt hatte, machte mich ein bisschen stolz und ich war fest entschlossen, diese Chance zu nutzen.

Kapitel 3

Obwohl ich immer noch hundemüde war, ließ mich der Jetlag nicht mehr länger schlafen. Mit winzig kleinen Augen schleppte ich mich ins Badezimmer und erledigte die Morgentoilette. Nachdem ich mich angezogen hatte, nahm ich wieder den Flur zurück zum Ess- und Wohnbereich. Hier war niemand zu sehen. Aber ich hörte Stimmen aus der Richtung, in der ich die Küche vermutete. Irgendwo musste Rosa gestern ja mit dem köstlichen Essen hergekommen sein. Die Tür stand offen und ich trat ein. Cody saß an einer riesigen Kücheninsel, die die gesamte Mitte des Raums einnahm und unterhielt sich mit der Haushälterin, während er sein Müsli löffelte. Erneut verstand ich kein Wort.

„Cariñal“, rief Rosa freudestrahlend aus, als sie mich sah. „Na, hast du gut geschlafen?“

„Ja, danke. Ich spüre den Jetlag aber immer noch.“ Etwas unschlüssig stand ich an der Tür und überlegte mir, ob ich mich neben Cody setzen sollte. Aber Rosa nahm mir die Entscheidung in Windeseile ab. Ich hatte kaum einmal geblinzelt, da standen auch schon eine Schüssel, ein Teller, Besteck und eine dampfende Tasse Kaffee auf dem Platz neben meinem Cousin.

„Nichts, was ein gutes Frühstück nicht wieder reparieren könnte. Was möchtest du essen, Hannah? Eier, Speck, Pancakes, Croissants?“, fragte mich Rosa gutgelaunt. „Oder vielleicht diese grässlichen Zuckerbomben, die sich Cody immer reinpfeift?“ Passend zu ihrer kleinen Schelte hielt er die Packung mit *Oreo*-Frühstücksflocken grinsend hoch und raschelte damit. Auf seinen fragenden Blick hin schüttelte ich vehement den Kopf. Morgens Kekse getarnt als Cornflakes zu essen, wäre mir nie in den Sinn gekommen. Ich lebte schon seit Jahren mit einem strengen Ernährungsplan, in dem Kekse kaum *jemals* eine Rolle spielten, und zum Frühstück schon gar nicht.

„Ich esse eigentlich immer Naturjoghurt, Obst und Haferflocken“, erklärte ich Rosa. „Aber ich kann mir das Frühstück gerne selbst machen, wenn du mir zeigst, wo ich alles finde.“ Daraufhin blickte sie mich völlig entsetzt an, als ob ich vorgeschlagen hätte, mitten in der Küche eine Kuh melken zu wollen.

„Dios mío, so weit kommt es noch. Das hier ist mein Regiment und ich habe hier noch alle satt bekommen ¿entendido?“, brachte sie temperamentvoll hervor. Aber sie erwartete wohl keine Antwort auf die Frage, die ich ohnehin nicht verstanden hatte, weil sie sich umdrehte und hinter einer versteckten Tür verschwand, die ich zuvor für einen Küchenschrank gehalten hatte.

„Oh, oh, jetzt hast du sie verärgert“, kam es von Cody.

Perplex setzte ich mich auf den Barhocker. Das ging ja gut los. „Im Ernst jetzt? Ich meine, ich wollte doch nur...“

„Ach Quatsch“, unterbrach er lachend mein Gestammel. „Sie ist in den Vorratsraum, um die Zutaten für dein Frühstück zu holen. Aber du solltest nie wieder ihre Kochhoheit in Frage stellen. Solange sie anwesend ist, ist es unmöglich auch nur einen Kochlöffel anzufassen“, flüsterte er verschwörerisch. Dabei blitzten seine dunkelbraunen Augen wieder genauso wie gestern.

Irgendwie bekomme ich langsam das Gefühl, dass er es faustdick hinter den Ohren hat ...

Ich grinste erleichtert darüber, dass ich es mir zumindest *noch* nicht mit Rosa verscherzt hatte.

„In welcher Sprache habt ihr euch gerade unterhalten?“, fragte ich Cody.

„Spanisch“, antwortete er kauend. „Rosa kommt ursprünglich aus Mexiko. Und die Eltern meines Dads kommen aus Argentinien. Deshalb spreche ich auch Spanisch“, erklärte er mir.

„Hört sich schön an. Ich mag Spanisch, obwohl ich kein Wort verstehe. Ich finde, dass es irgendwie eine warme Sprache ist.“ Ich runzelte über meine eigenen Worte die Stirn. „Hört sich seltsam an ...“, relativierte ich meine Aussage.

„Nein, gar nicht. Ich finde, du hast recht. Immer wenn ich sehr emotional werde, spreche ich automatisch spanisch. Das hat irgendwie mehr Feuer – más fuego.“ Er zwinkerte mir zu, dann löffelte er weiter seine mit Milch übergossenen Kekse. Die Geschwindigkeit mit der er das tat, war beeindruckend.

„Isst du die wirklich jeden Morgen?“ Das konnte ich mir bei seiner Figur kaum vorstellen. Er sah schlank und durchtrainiert aus. Soweit ich wusste, spielte er College-Football und das gar nicht mal schlecht.

Er wackelte mit seinen Augenbrauen, was ziemlich witzig aussah und mich zum Lachen brachte. „Jeden einzelnen Morgen. Und glaub mir, du willst nicht hier sein, wenn die *Oreo O's* ausgehen. Das gibt ein Donnerwetter“, bemerkte er todernst.

„Ein spanisches?“, grinste ich.

„Worauf du dich verlassen kannst!“

Cody war mir auf den ersten Blick sympathisch gewesen, was sich gerade wieder bestätigte. Seine Gesellschaft war angenehm und in seiner Nähe fühlte ich mich wohl.

Rosa kam wieder aus dem Vorratsraum mit einem ganzen Arm voller Sachen. In Windeseile zauberte sie mir ein Frühstück, das angerichtet war, wie in einem Sterne-Restaurant. Der Teller mit dem Obst sah so kunstvoll arrangiert aus, dass ich mich kaum traute, ihn zu essen. Ich zählte acht Obstsorten, die sie extra für mich aufgeschnitten hatte. Außerdem hatte ich die Wahl zwischen drei verschiedenen Joghurts mit unterschiedlichen Fettstufen. Zu den bestellten Haferflocken stellte sie mir Chiasamen, Nüsse und Zimt hin. Es war perfekt.

Nach dem Frühstück zeigte Cody mir die Wohnung, bevor er zur Uni musste. Er deutete auf eine Tür, die von der Küche abging. „Hier geht es zu den Personalräumen. Rosa übernachtet manchmal hier, wenn es spät wird. Und da ist auch ein Aufenthaltsraum für die Service- und Reinigungskräfte. Du solltest aber nicht ungefragt reinplatzen.“ Er deutete auf einen Schalter an der Wand. „Hier kannst du drücken, wenn du jemanden brauchst und gerade keiner hier ist. Das löst dann ein Signal in den Personalräumen aus.“ Ich nickte nur, mal wieder völlig überfordert.

Ich meine: Personalräume? In einer Wohnung? Hallo? Finde nur ich das total unfassbar?

Er führte mich wieder zurück in den Wohnbereich, den ich schon von gestern kannte. Auf dieser Etage gab es ein weiteres Gästezimmer, eine kleine Bibliothek und ein Badezimmer.

Ja, korrekt: auch aus Marmor. Grün dieses Mal.

Außerdem ging von hier aus eine große Terrasse ab, mit einer Couchlandschaft, einer Außenküche mit riesigem Grill und einem quadratischen Tisch mit Feuerstelle in der Mitte, um den sich zwanzig Stühle gruppierten. Alles ganz normal also ...

„Das ist die offizielle Terrasse, wenn Gäste kommen oder wir viele Personen sind. Oben gibt es natürlich noch eine private“, erklärte mir Cody, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt.

Drinnen erklimmen wir die breite Wendeltreppe, die ich gestern Olivia hatte herunterkommen sehen. Meine Cousine war wohl schon in der Schule.

„So, das ist unser Reich.“ Er breitete die Arme aus. Wir standen erneut in einem Wohnzimmer, mit Sofas, Sesseln und Skulpturen. Die Kunst an den Wänden war hier etwas bunter als unten. Ansonsten herrschte genau dasselbe Farb- und Materialschema: Stein, Glas, Edelhölzer, Messing, Grau- und Erdtöne und kleine Tupfen in Senfgelb.

Cody führte mich durch einen Gang und deutete auf verschiedene Türen: „Hier wohnen meine Eltern, Olivia, Ryan und ich. Pennt wohl noch die Schlafmütze. War anscheinend gestern etwas länger unterwegs. Ich finde, er hat genug geschlafen.“ Cody war drauf und dran in Ryans Zimmer zu stürmen und ich hielt ihn gerade noch mit einem „Nein, bitte nicht!“, zurück. Ich wollte meinem Cousin auf keinen Fall das erste Mal so begegnen.

„Okay, dann eben nicht. Wäre aber sicher lustig gewesen.“ Schulterzuckend ging er weiter und öffnete die gegenüberliegende Tür. „Hier ist der Medienraum. Falls du dich gefragt hast, wo wir die Glotze versteckt haben. Es gibt eine Leinwand und Zugriff zu *Netflix*. Außerdem alle möglichen Videokonsolen, die dir so einfallen.“ Der Raum war mit mehreren tiefen Sofas auf zwei Ebenen eingerichtet, auf denen man mit Sicherheit herrlich herumlümmeln konnte. Die Einrichtung war vor allem in beige gehalten, was

ich im Gegensatz zu den anderen Räumen als wirklich freundlich empfand. Nur leider gab es hier kein Fenster. Das brauchte man natürlich zum Filmeschauen auch nicht, aber ich hatte gehofft, ein Zimmer zu finden, in dem ich mich ein bisschen wohler fühlen würde, als im Rest der doch recht kühl und dunkel eingerichteten Wohnung.

„Und das hier ist Grandpas Reich.“ Wir waren im dritten und anscheinend obersten Stockwerk angekommen. Die Tür zu seinem Arbeitszimmer, das ich schon von unseren Videotelefonaten kannte, stand offen.

„Er hat hier außerdem sein eigenes Wohn- und Schlafzimmer, alles hinter diesen Türen da. Das zeigt er dir bestimmt mal selber. Und hier auf der rechten Seite befinden sich noch Räume für die Allgemeinheit. Aber erst einmal ist hier die Terrasse.“ Er öffnete eine Tür und wir traten auf einen deutlich kleineren Außenbereich hinaus. Hier standen mehrere Sonnenliegen und Schirme, außerdem ein Jacuzzi und eine Außendusche. Ich gab es auf, meinen Mund jemals wieder schließen zu wollen. Das war alles ziemlich überwältigend.

„Und nun der Raum, der bei einer sportlichen Familie natürlich nicht fehlen darf.“ Cody hatte schwungvoll eine Tür geöffnet, die er mir einladend aufhielt. Ich trat in einen fast vollständig verglasten Raum und nahm erst einmal nur das viele Licht wahr, das mich fast schon blendete. Hier verbarg sich ein kleines aber feines Fitnessstudio. Es waren gar nicht die hochkarätigen Geräte, die mich beeindruckten, sondern es war der Raum an sich: eine Art Wintergarten. Zwischen schwarzen Streben, Glas soweit das Auge reichte. Ich blickte nach oben und konnte den Himmel sehen. Es war fantastisch. Endlich einmal ein heller einladender Raum, obwohl er keine gemütlichen Möbel enthielt. Aber hier war Licht und Leben. Ich konnte Vögel beobachten die vorbeiflatterten und von hier aus sah ich tatsächlich ein kleines Stück vom *Central Park*.

„Gefällt dir, oder? Da merkt man direkt, dass du zu dieser sportverrückten Familie gehörst.“ Er schüttelte belustigt den Kopf, was seine kurzen braunen Locken zum Schwingen brachte. Bevor ich ihm widersprechen konnte, was den Grund meiner Begeisterung anging, war er schon weitergegangen und erzählte mir etwas über die Umkleiden, die sich anschlossen und das Badezimmer. Aber meine Gedanken blieben in diesem hellen Raum zurück, den ich später unbedingt noch einmal aufsuchen musste. Und das tat ich auch, direkt nachdem Cody die Wohnung verlassen hatte. Ich schnappte mir ein Buch und ließ mich auf einer der Yogamatten direkt am Boden nieder. Den Rücken lehnte ich an das von der Märzsonne gewärmte Fensterglas des Wintergartens. Es war tatsächlich der am wenigsten luxuriöse Raum im ganzen Appartement, in dem ich mich am wohlsten fühlte.

Eindeutige Diagnose: Du tickst nicht mehr richtig, Hannah.

Obwohl meine Mama Buchhändlerin war, las ich kaum. Ich hatte einfach keine Zeit dafür. Der Großteil meines Lebens bestand aus Sport und da war ohnehin wenig Platz für Freizeit. Und die hatte ich meistens mit Moritz verbracht. Wir hatten Filme geschaut oder Computerspiele geぞockt. Ich war ohne Übertreibung weltstark in *Zelda* und *Mario Kart*. Aber genau deshalb hatte ich mir auch vorgenommen, hier in New York endlich mal wieder ein Buch zu lesen. Ich wollte möglichst viel Abstand zu meinem alten Leben gewinnen und den Kopf freibekommen. Ich versprach mir davon, am Ende leichter entscheiden zu können, wie es weitergehen sollte.

Mit mir.

Dem Schwimmen.

Meinem Leben.

Also schlug ich den Thriller auf, den mir meine Mama empfohlen hatte und vertiefte mich in die Seiten. Nach einer Weile bemerkte ich, dass es ganz schön blutrünstig zur Sache ging. Und als sich plötzlich jemand räusperte, zuckte ich sichtlich zusammen.

„Interessanter Leseplatz, den du dir hier ausgesucht hast“, hörte ich eine Stimme, die ich nicht direkt zuordnen konnte.

Ich sah verwirrt hoch und erblickte das wohl berühmteste Mitglied des Westman-Clans: Ryan. Ich hatte ihn bisher erst einmal bei einem Videogespräch gesehen, als John mir alle Familienmitglieder kurz vorgestellt hatte. Trotzdem erkannte ich ihn nun sofort. Was möglicherweise daran lag, dass ich ihn im

Anschluss an unser erstes Kennenlernen gegoogelt hatte. Er war immerhin ein Star in der Footballwelt, da war meine Neugier definitiv begründet. Wer würde nicht mehr über seinen berühmten Cousin wissen wollen? Er war einer der jüngsten Quarterbacks, die es jemals in der NFL gegeben hatte. Erst letztes Jahr hatten sie ihn von der Uni weg gedraftet – also in die Profimannschaft berufen – und schon am Ende seiner ersten Saison hatte er sich einen Platz als Stammspieler erkämpft. Ihn zu googeln war sehr aufschlussreich gewesen. Ich hatte Dinge erfahren, die ich eigentlich niemals hatte wissen wollen. Es war unglaublich, was man im Netz alles über ihn finden konnte. Ich wusste nun, dass er eine Vorliebe für Blondinen besaß, einen Meter fünfundneunzig groß war, seine Schuhgröße fünfundvierzig betrug und er achtundneunzig Kilo auf die Waage brachte – die vor allem aus Muskeln bestanden. Ich hatte auch gelesen, welchen Umfang sein Oberkörper hatte und welcher seine Hüften, aber diese Zahlen hatte ich mir nicht gemerkt. Ich meine, das wusste ich noch nicht einmal von mir selbst. Bei ihm konnte es die ganze Welt nachlesen, wenn sie es denn wollte. Und weil ich all diese Fotos und Videos von ihm gesehen hatte, kam er mir gar nicht mehr wirklich fremd vor. Und trotzdem fühlte ich mich irgendwie gehemmt.

Er war schon eine Erscheinung, wie er da so im Türrahmen lehnte. Sein rötliches Haar stand ihm zerzaust vom Kopf ab, als wäre er eben erst aus dem Bett aufgestanden – was wahrscheinlich den Tatsachen entsprach. Er trug ein enges weißes Shirt und graue Sport-Shorts. Seine Wangen zierten ein paar Bartstoppeln und seine Arme waren lässig vor seiner Brust verschränkt.

Da fiel mir auf, dass ich immer noch nicht geantwortet hatte. „Guten Morgen, ja, das hört sich vielleicht seltsam an, aber dieser Raum gefällt mir in der ganzen Wohnung am besten“, gab ich zu. „Es ist so hell hier. Ich liebe dieses Licht und die Aussicht.“ Ich deutete um mich herum.

Er hob leicht belustigt die Brauen und trat ein paar Schritte ins Zimmer. Ich stand auf, weil es mir seltsam vorkam, am Boden sitzen zu bleiben, schließlich war das unsere allererste Begegnung. Aber die Sache mit der Begrüßung war nun ohnehin schon rum ums Eck.

Oder sollte ich ihm doch noch einmal richtig Hallo sagen? Er machte allerdings keine Anstalten in diese Richtung, sondern schritt zügig zum Laufband hinüber.

„Trainierst du heute? Ich dachte, ihr habt gerade trainingsfreie Zeit?“, fragte ich ihn. Die Footballsaison ging immer von September bis Neujahr und für die Mannschaften die das Glück hatten in die Playoffs zu kommen, bis maximal Februar. Auch das wusste ich aus dem Internet, denn bisher hatte ich mich nicht wirklich für American Football interessiert.

„Nach der Saison ist vor der Saison“, kommentierte er trocken und fing an in langsamem Tempo zu joggen, als wäre ich gar nicht da. Das ärgerte mich irgendwie.

„Ich weiß, wovon du sprichst. Ich war auch Sportlerin.“ Die Vergangenheitsform war mir einfach so herausgerutscht. Dabei hatte ich noch gar nicht entschieden, was ich weiter machen wollte und auch mein Großvater wusste bisher nichts von meinen Plänen, den Profisport eventuell an den Nagel zu hängen. „Ich meine, ich *bin* Sportlerin“, verbesserte ich mich schnell. Was er wahrscheinlich schon wusste. John hatte es ihm bestimmt erzählt.

Ryan zog erneut die Augenbrauen nach oben, kommentierte meinen Versprecher aber nicht. „Na dann weißt du ja, wie wichtig es ist, am Ball zu bleiben.“ Obwohl er sein Tempo mittlerweile erhöht hatte, fragte er mich ganz entspannt, was ich noch mal genau machen würde. „Ich schwimme“, erklärte ich ihm, erstaunt, dass er es doch nicht zu wissen schien. Andererseits hatten wir bisher ja so gut wie keinen Kontakt gehabt und unser Verwandtschaftsverhältnis war erst ein Jahr bekannt.

„Cool.“ War sein einziger Kommentar dazu, dann setzte er sich Kopfhörer in die Ohren und steigerte das Tempo weiter.

Leicht vor den Kopf gestoßen, setzte ich mich erst einmal wieder auf die Yogamatte. Das Interesse der anderen Familienmitglieder war so groß gewesen, dass mich seine Reaktion auf meine Gegenwart ziemlich ernüchterte. Vielleicht war er mit seinen fünfundzwanzig Jahren schon zu abgeklärt, um sich über eine neue Cousine zu freuen. Oder er war generell eher ein introvertierter Mensch. Auf jeden Fall schien er das krasse Gegenteil von seinem Bruder Cody zu sein. Dem saß eindeutig der Schalk im Nacken und er war offen und redefreudig. Ryan dagegen wirkte ernst und in sich gekehrt. Vielleicht war das aber auch so ein

Großer-Bruder-Ding. Er war eher der Beschützer, während Cody mehr einem sympathischen Klassenclown ähnelte. Für mich als Einzelkind war das allerdings schwierig zu beurteilen.

Ich versuchte, Ryan nicht zu auffällig anzuglotzen, aber das Spiel seiner Muskeln war faszinierend. Ich kannte Männer mit viel Muskelmasse zur Genüge, sah sie ständig im Becken und das halbnackt. Eigentlich brachte mich das nicht aus der Ruhe. Aber Ryan hatte etwas an sich, das mich nicht wegschauen ließ. Auch äußerlich sah er Cody kaum ähnlich. Beide Brüder waren groß, das war die einzige Gemeinsamkeit, die mir auf die Schnelle einfiel. Während der Jüngere eindeutig das südamerikanische Aussehen seiner Vorfahren geerbt hatte, war Ryans Haut viel heller und seine Haare hatten einen Rotton. Bei einer Frau würde ich ihn als Erdbeerblond beschreiben aber ich hatte keine Ahnung, ob er das für eine adäquate Bezeichnung seiner Haarfarbe halten würde. Ich zwang mich, wegzusehen, und blickte stattdessen aus dem Fenster. Dabei dachte ich über Familienbande nach und wie sie eigentlich funktionierten. Fühlte ich mich mit jemandem verbunden, weil ich ihn mein ganzes Leben lang kannte oder gab es da noch eine andere Verbundenheit, die daran festzumachen war, dass man dieselben Vorfahren hatte? Stimmt der Spruch: Blut ist dicker als Wasser?

Nichts davon konnte ich in diesem Moment beantworten. Aber es ärgerte mich, dass die kühle Begrüßung von Ryan mich störte. Denn eines wusste ich mit Sicherheit: Zusammengehörigkeit funktionierte nicht per Knopfdruck. Und ich hatte noch vier Wochen Zeit zu erkunden, wie es sich anfühlte, bisher fremde Verwandte in mein Leben zu lassen.

Mein Cousin hatte mittlerweile seine Aufwärmrunde auf dem Laufband abgeschlossen und sich an eines der Fitnessgeräte gesetzt. Ich sah ihm bei seinem Rückenstrecker-Training zu und dabei fiel mir auf, dass er die Übung nicht ganz korrekt ausführte. Was mich bei ihm als Profisportler wunderte. Er saß auf einem Sitz, seine Hände vor der Brust verschränkt und drückte mit seinem Rücken ein Gewicht nach hinten weg. Ich trat auf ihn zu und bedeutete ihm, seine Kopfhörer aus den Ohren zu nehmen.

„Du machst das nicht ganz richtig“, erklärte ich ihm, was mir einen leicht genervten Blick einbrachte. „Ich meine, man könnte daran noch etwas verbessern“, korrigierte ich mich schnell. Ich hätte es besser von Anfang an positiv formuliert.

Wie war das damit Familienbande aufzubauen, Hannah? So wird das sicher nichts und du endest bestenfalls als nervige Cousine aus dem Ausland.

Ich schenkte ihm ein strahlendes Lächeln, um meinen Fehler wieder auszubügeln. „Darf ich es dir zeigen? Machst du die Übung bitte nochmal für mich?“

Er fuhr sich mit seinen Händen durch die Haare und verschränkte sie kurz im Nacken und streckte sich. Ich dachte schon, er würde ablehnen, aber dann begann er wieder zu trainieren.

„Dein Rücken krümmt sich zu stark, merkst du das?“ Ich beugte meinen eigenen Rücken, um es ihm zu verdeutlichen. „Du kannst das verhindern, indem du weiter zurückrutschst.“ Das „mit deinem Po“ verkniff ich mir.

Er folgte tatsächlich meiner Anweisung und die nächsten Durchgänge sahen schon viel besser aus. Er stoppte mit der Übung. „Du hast recht, danke. Ich weiß das eigentlich, aber ich war mit meinen Gedanken ganz wo anders. Und meistens trainiere ich diese Muskelgruppe mit der Langhantel, das liegt mir besser ...“, gab er zu. „Und woher kennst du dich so gut mit Fitnessgeräten aus? Ich dachte, du schwimmst?“

„Auch Schwimmer müssen an Land schwitzen, um Schnellkraft und Kraftausdauer zu stärken“, erklärte ich ihm grinsend, was mir sein erstes Lächeln einbrachte.

Es ist also doch noch nicht alles verloren.

John hatte sein Versprechen wahrgemacht und zeigte mir New York: das volle Touri-Programm. Wir besichtigten die Freiheitsstatue, das *Empire State Building* und Manhattans Skyline von Brooklyn aus. Außerdem sahen wir uns den *Times Square*, *Ground Zero* und die *Brooklyn Bridge* an. Einer der Mitarbeiter meines Großvaters hatte die Tour ausgearbeitet und wo es möglich war, Skip-the-Line-Tickets für uns geordert, damit wir nirgends anstehen mussten. Der Fahrer wartete bei den Sehenswürdigkeiten in der

Limousine auf uns und so gelangten wir komfortabel von einem Ort zum anderen. Als wir an *Madame Tussauds* vorbeifuhren, kreischte ich kurz auf. John blickte mich verwundert an. „Da war Madame Tussauds – das Wachsfigurenkabinett“, erklärte ich aufgeregt. Ich ließ das Fenster herunter und reckte meinen Hals, um es länger sehen zu können. Die riesige gelbe Leuchtschrift war weithin gut zu erkennen.

„Ich weiß, was Madame Tussauds ist, auch wenn ich zugeben muss, noch nie dort gewesen zu sein“, bemerkte mein Opa.

Ich zog meinen Kopf wieder zurück und blickte ihn verwundert an. „Wirklich nicht?“, fragte ich überrascht. Für mich war es eines der besten Museen der Welt. Unvorstellbar, dass er es noch nie besucht und den ganzen Spaß bisher verpasst hatte.

„Mein Dad und ich sind immer ins Wachsfigurenkabinett gegangen, wenn es eines gegeben hat. Wir waren in Berlin, Budapest, Prag und Amsterdam“, erzählte ich ausgelassen. „Wir haben immer einen Wettbewerb veranstaltet, wer von uns beiden am Ende das echt aussehendste Foto mit einem Promi hinbekommen hatte. Dad hat meistens nur Blödel-Fotos gemacht und ich habe deshalb fast immer gewonnen. Außer einmal, da hat er mit Abba getanzt. Er hatte so ein Blumenhemd an, das hat einfach perfekt gepasst“, schwärmte ich weiter. „Wir hatten viel Spaß.“ Beim letzten Satz war meine Stimme immer leiser geworden. Ich musste wieder an den Moment denken, als ich das Foto gemacht hatte und wie er sich in den wildesten Tanzbewegungen verrenkt hatte. Ein dumpfer Schmerz breitete sich in meiner Brust aus. Wie Rauch verteilte er sich rasend schnell. Ich vermisste Papa unglaublich. Es gab Tage, da konnte ich mich an ihn erinnern und es rief nur schöne Gefühle in mir wach. Aber manchmal, so wie heute, da spürte ich das Loch in meiner Brust so deutlich, als hätte ich ihn eben erst verloren. Dann waren da nur noch Leere und schwarzer Rauch.

Ich biss mir mit den Zähnen auf die Unterlippe, um meine Gefühle wieder unter Kontrolle zu bringen. Als ich aufsah, bemerkte ich Johns mitfühlenden Blick, der auf mir ruhte. In seinen Augen konnte ich ebenfalls eine tiefe Traurigkeit erkennen. Er hatte seinen Sohn nie getroffen. Kann man jemanden vermissen, den man nie kennengelernt hat?

Einem Impuls folgend, zog ich das Handy aus meinem Rucksack und scrollte durch die Videos. Ich hatte es mir nicht nehmen lassen, meinen Papa an diesem einen Tag beim Tanzen, nicht nur per Foto, sondern auch auf Video festzuhalten. Ich beugte mich zu meinem Großvater hinüber und ließ den kurzen Film laufen.

„Tanzen war nicht seine Stärke, aber er hat es trotzdem unheimlich gerne getan“, kommentierte ich die Bilder von wild rudern den Armen und zuckenden Beinen. „Das mit den Wachsfiguren war immer unser Ding. Mama hatte nie Lust mitzukommen.“ Meine Stimme gewann langsam wieder an Kraft und fühlte sich nicht mehr ganz so zittrig an. Ich beobachtete John, wie er gebannt auf den Bildschirm blickte, auf dem sich das kurze Video ständig wiederholte. Sein Gesichtsausdruck war schwer zu deuten. Es schien mir, als würde er sich im Sekundentakt verändern – als würde ein Sturm verschiedenster Emotionen in meinem Großvater toben. Aber nur seine Augen verrieten, dass sich gerade etwas Großes in ihm abspielte. Nach außen blieb er ansonsten ruhig und veränderte seine aufrechte Haltung nicht um einen Millimeter. Plötzlich erschien ein Lächeln auf seinem Gesicht und er blickte mich an. So langsam gewöhnte ich mich an das Gefühl, in meine eigenen Augen zu schauen. „Danke, dass du mir das gezeigt hast. Soweit ich das verstanden habe, warst du noch nie hier in New York im Wachsfigurenkabinett. Wie wärs, wenn wir das jetzt nachholen? Ich bin zu allen Schandtaten bereit.“ Er hielt kurz inne. „Oder wäre das unangebracht?“, fügte er leicht verunsichert hinzu.

„Nein, das wäre wunderbar“, versicherte ich ihm schnell und die Leere in meiner Brust fühlte sich auf einmal nicht mehr ganz so ausgestorben an. Als hätte sie sich ein wenig gefüllt. Nicht mit dem, was vorher dagewesen war, aber mit etwas anderem, Ähnlichem.

Lachend betraten wir die Wohnung und hängten unsere Mäntel in den Garderobenschrank. „Ich kann es immer noch nicht fassen, dass du Audrey Hepburn geküsst hast“, kichere ich.

Wir machten uns auf den Weg ins Wohnzimmer. „Du hast gesagt, man darf die Figuren anfassen“, grinste John.

„Ja, anfassen, um ein Foto zu machen. Aber doch nicht auf die Wange küssen“, ich schüttelte den Kopf. „Wenn das jeder machen würde, hätte sie bald keine Schminke mehr im Gesicht. Und außerdem, igitt!“ Ich verzog leicht angewidert die Nase, was meinem Großvater jedoch nicht die Stimmung verderbte.

„Ich wollte immer schon mal Audrey Hepburn küssen. Endlich hat sich ein Traum von mir erfüllt.“ Er zwinkerte mir zu und ich musste wieder lachen.

„Da sind aber zwei fröhlich.“ Melissa saß auf einer der dunkelgrauen Samtcouchen und blickte uns amüsiert entgegen. Sie hatte eine Tasse Tee in der Hand und trank einen Schluck.

Olivia saß neben ihr, wirkte allerdings kein bisschen amüsiert – eher wütend. „Das Essen habt ihr verpasst“, meinte sie leicht schnippisch.

„Unsere Tour hat ein wenig länger gedauert. Aber ich hatte Rosa Bescheid gegeben“, bemerkte John irritiert.

„Ist doch kein Problem. Rosa hat es uns gesagt, keine Sorge. Ich freue mich, dass eure Sightseeing-Tour anscheinend ein voller Erfolg war“, bemerkte Melissa schnell und warf ihrer Tochter einen fragenden Blick zu.

„Ja, war wirklich interessant. New York ist faszinierend. Egal, was ich hier sehe, es ist riesig oder beeindruckend oder beides. Und wir waren sogar bei Madame Tussauds“, erklärte ich aufgeregt.

Olivia wirkte irritiert. „Du warst mit Gramps bei Madame Tussauds?“, fragte sie mich. Ihr Ton passte allerdings nicht zu dieser harmlosen Frage. Was sie wohl eigentlich sagen wollte, war: „Was soll der Scheiß?“ Ich hatte nur keinen blassen Schimmer, warum sie so reagierte. Also nickte ich nur und garnierte die Bewegung mit einem leicht schiefen Lächeln.

Nun betraten Ryan und Cody den Raum.

„Dad und Hannah waren bei Madame Tussauds“, wandte Melissa sich an die Neuankömmlinge.

„Hey Gramps, das hätte ich dir gar nicht zugetraut“, grinste Cody und klopfte ihm auf die Schulter.

„Ich dachte ich probiere mal etwas Neues aus“, antwortete dieser und drehte sich zur Bar, um sich ein bernsteinfarbenes Getränk einzuschenken: Whiskey, Brandy, Scotch? Ich hatte keine Ahnung von diesem Zeug.

Cody machte ein paar Schritte auf mich zu und ich hielt ihm mein Handy mit dem Beweisfoto unter die Nase. „Er hat sogar Audrey Hepburn geküsst.“ Ich wackelte mit den Augenbrauen und mein Cousin schnappte sich das Smartphone, um das Bild genauer zu betrachten. Dann schüttelte er sich vor Lachen. „Unser Gramps, ein Schürzenjäger“, kommentierte er. Melissa stand auf, um sich das Foto nun ebenfalls anzusehen, und auch Ryan trat hinzu. Nur Olivia blieb mit verschränkten Armen auf der Couch sitzen und brütete vor sich hin.

Was ihr wohl schon wieder für eine Laus über die Leber gelaufen war? Vielleicht war das auch einfach ein Wesenszug von ihr. Oder ich erwischte sie immer nur, wenn sie schlecht gelaunt war.

„Wie mir scheint, hattest du einen gelungenen ersten Tag in der Stadt“, wandte Melissa sich an mich. „Ryan, vielleicht könntest *du* morgen etwas mit Hannah unternehmen?“, schlug sie vor.

„Ich muss trainieren“, kam es prompt von ihm.

„Soll jetzt immer jemand den Babysitter für sie spielen?“, ätzte Olivia.

Wow, das waren zwei Abfuhren hintereinander gewesen, die ordentlich saßen. Ich schluckte und Hitze stieg in mir auf. Natürlich musste niemand den Babysitter für mich spielen. Ich hatte nur gedacht, sie würden sich auch freuen, mich näher kennenzulernen. „Ich wollte morgen sowieso ins Met, da brauche ich wirklich niemanden ...“ Ich verstummte mitten im Satz, als ich sah, wie Melissa die Stirn runzelte.

„Olivia, jetzt reið dich mal zusammen, was soll denn das? Du bist unhöflich“, ermahnte meine Tante sie. „Wir alle möchten, dass Hannah hier eine schöne Zeit hat und da sie ganz neu in der Stadt ist, kennt sie sich noch nicht gut aus. Deshalb wäre es schön, wir würden sie ein bisschen unterstützen“, wandte sie sich erneut an Ryan. „Du bist der Einzige, der morgen Zeit hat.“

Seine ohnehin schon strengen Züge verhärteten sich. „Ich habe keine Zeit. Wie oft soll ich das denn noch sagen? Ich muss trainieren. Nur weil ich kein offizielles Training habe, heißt das nicht, dass ich mich

nicht fit halten muss. In wenigen Monaten werden mir wieder Höchstleistungen abverlangt und ob ihr es alle glauben wollt oder nicht, die schüttle ich nicht einfach so aus dem Ärmel.“ Er war immer lauter geworden.

Alle blickten ihn nach diesem Ausbruch bestürzt an. Nur ich nicht, denn ich fand es äußerst aufschlussreich. Hinter dieser ernsten und beherrschten Maske schien einiges zu brodeln. Vielleicht waren die beiden Brüder doch gar nicht so unterschiedlich, wie ich gedacht hatte.

Ryan bemerkte die entsetzte Stille und fuhr sich mit beiden Händen übers Gesicht. Sein Gefühlsausbruch schien ihm unangenehm zu sein. „Es tut mir leid. Ich habe heute einfach schlecht geschlafen. Ich geh wohl besser ins Bett.“ Er joggte fast die breite Wendeltreppe hinauf, als wollte er so schnell wie möglich von hier weg.

Noch bevor seine Schritte auf den Marmorstufen verklungen waren, verabschiedete sich Olivia. „Und ich bin auch schon ziemlich müde.“ Sie gab ihrer Mutter einen Kuss und verschwand ebenfalls nach oben.

„Eigentlich sind wir eine total nette Familie.“ Cody zwinkerte mir übertrieben zu und fläzte sich auf eine der Couchen, die ziemlich unbequem aussah. Entweder der Schein trog, oder es schien ihm nichts auszumachen. Er rutschte so weit hinunter, dass sein Kopf auf der Lehne lag und klopfte neben sich. „Na los, erzähl doch mal, was ihr heute erlebt habt!“, lud er mich ein, mich zu setzen. Und dieser Aufforderung leistete ich gerne Folge.

Gar nicht so ungemütlich wie ich dachte.

Nach und nach verabschiedeten sich alle in die oberen Räume, bis nur Cody und ich übrigblieben.

„Nimm es ihm nicht übel! Ryan steht unter ziemlichem Druck. Er ist einer der jüngsten Quarterbacks der Liga und das ist echt nicht ohne. Wie gut kennst du dich mit Football aus?“

„Überhaupt nicht ...“, ich verzog entschuldigend das Gesicht.

Er ging nicht darauf ein, sondern fing einfach an, zu erklären: „Der Quarterback ist der Leader des Teams. Er führt die Offense – also den Teil der Mannschaft, der die Angriffe durchführt. Er hat die größte Verantwortung von allen und muss die richtigen Entscheidungen treffen. Das heißt, er muss nicht nur körperlich und geistig topfit sein und seine Pässe abliefern, sondern er muss auch Autorität ausstrahlen. Er braucht ein Standing innerhalb der Mannschaft, damit sie ihm vertrauen und ihm folgen. Und du kannst dir vorstellen, dass das in seinem Alter nicht gerade einfach ist. Einige der Spieler sind alte Hasen, die sich nicht so gerne von einem Rookie etwas sagen lassen.“

„Das klingt hart“, entgegnete ich. Da ich eine Einzelsportart ausübte, waren mir die Dynamiken in einer Mannschaft eher fremd. Natürlich hatte ich auch Kollegen und es gab Teamwettbewerbe im Schwimmen, aber Verantwortung trug ich nur für mich selbst.

„Und in der NFL steht auch noch eine Menge Geld hinter dem Gewinnen und Verlieren“, fügte er hinzu. Ich stellte es mir anstrengend vor, nicht nur an seiner eigenen Leistung zu arbeiten, sondern auch an der des gesamten Teams. Ryan schien wirklich unter hohem Druck zu stehen. Kein Wunder, dass er vorher kurz ausgetickt war.

Wieder allein im Gästezimmer, ließ ich diesen ereignisreichen Tag noch einmal Revue passieren. Es schien so, als hätte ich Ryan falsch eingeschätzt, aus Olivia wurde ich überhaupt nicht schlau und die Zeit heute mit meinem Großvater hatte mir wirklich viel bedeutet. Ich nahm das Handy hoch, um meiner Mama eine Postkarte zu schicken. Ich verwendete dafür ein Bild von unserem Besuch bei Madame Tussauds. Ich hatte ein Foto von *Iron Man* für sie geknipst, da er ihr absoluter Lieblingssuperheld war. Gemeinsam hatten wir uns durch sämtliche Marvel-Filme geschaut.

Postkarte 3



Bild von einer Iron-Man-Wachsfigur

Einen schönen Gruß von deinem Lieblingsactionhelden ... Dabei fällt mir auf, der kann ja auch fliegen. Himmel noch mal, das scheint mich wirklich zu verfolgen. Kuss Hannah

Danach nahm ich meiner Mama eine längere Sprachnachricht auf. In Deutschland war es gerade sehr früh am Morgen, weshalb ein Telefonat leider ausfiel. Ich erzählte ihr vor allem von der Sightseeing-Tour mit John und wie gut ich mich mit ihm verstand.

Kapitel 4

Wie fast alles, was ich bisher in New York gesehen hatte, besaß das Metropolitan Museum of Art – kurz Met genannt – gigantische Ausmaße. Nach drei Stunden Kunst aus den verschiedensten Ländern und Epochen litt ich an akuter Reizüberflutung. Es war unglaublich, was Menschen für Schönheit erschaffen konnten. Mit diesem Resümee verließ ich das Museum, in dem ich wahrscheinlich noch viele Stunden oder sogar Tage hätte verbringen können.

Obwohl John mir angeboten hatte, eine der Limousinen mit Fahrer zu nutzen, hatte ich abgelehnt. Das Met lag ebenfalls in der Upper East Side und war problemlos von der Wohnung aus zu Fuß erreichbar. Es gefiel mir, die Stadt auf diese Art zu erkunden. Als ich die breiten Stufen des neoklassizistischen Baus herunterkam, fiel mir auf, dass ich keinerlei weitere Pläne für diesen Tag hatte. Meine Schritte wurden immer langsamer. Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal einfach so in den Tag hineingelebt hatte. Das tägliche Training bestimmte ansonsten meinen Tagesablauf. Selbst in den Ferien, weit weg von der Schwimmhalle, in der ich normalerweise trainierte, hatte ich zumindest immer morgendliches Joggen eingebaut. Die meiste Freizeit hatte ich außerdem mit Moritz verbracht. Unbewusst legte ich eine Hand auf mein Herz. Als könnte das etwas an dem ziehenden Schmerz ändern, der sich hier versteckte, nur um immer wieder herauszukommen, wenn es ihm passte.

Moritz hatte auf meine Nachricht, dass ich gut angekommen war mit einem erhobenen Daumen reagiert. Ein einziges Emoji. Nichts weiter.

Ich zwang mich, die Stufen hinabzusteigen.

Du wolltest die Beziehungspause. Jetzt bist du hier in New York, Hannah, mach was draus!

Ich fühlte in mich hinein, aber ich spürte tatsächlich keinerlei Ambitionen zu trainieren. Ich hatte also Zeit. Zeit nur für mich alleine. Zeit zum Verbummeln.

Ich beschloss, einen Abstecher in den Central Park zu unternehmen, an dessen Rand sich das Met befand. Später wollte ich dann die nähere Umgebung der Wohnung erkunden. Ich nahm den Weg, der direkt hinter dem Museum entlang Richtung Parkmitte führte. Bald schon ragte vor mir das Belvedere Castle auf. Es war eine Miniatur-Burg mit verschiedenen Aussichtsplattformen, wie mir mein Handy mitteilte. Da sich das vielversprechend anhörte, begann ich den kurzen Aufstieg. Das Gebäude war wirklich winzig und wenn man die Schlösser und Burgen in Europa kannte, auch nicht unbedingt besonders sehenswert. Aber die Aussicht auf den wohl berühmtesten Stadtpark der Welt und die ihn umgebenden Wolkenkratzer war wunderschön. Ich atmete tief durch und genoss den Ausblick und die Ruhe. Das Rauschen des Verkehrs, die allgegenwärtigen Sirenen, die dauertelefonierenden Menschen auf den Straßen – hier kam alles nur noch gedämpft an. Mit geschlossenen Augen ließ ich die Sonne mein Gesicht kitzeln.

Ich hatte keine Ahnung, wie spät es war, als ich wegen meines knurrenden Magens wieder den Abstieg in Angriff nahm. In meiner Vorstellung gab es hier an jeder Ecke einen Hotdog-Stand, aber dem war leider nicht so, was wahrscheinlich an der Jahreszeit lag. Als ich endlich einen gefunden hatte, ließ ich mich anschließend mit meiner Beute auf eine der Bänke fallen. Ich ignorierte meine innere Stimme, die mir die Kalorien und Fettwerte ins Ohr flüsterte und biss stattdessen herzhaft in den Hotdog hinein. Er schmeckte wunderbar würzig, die Sauce tropfte mir auf die Finger und ich war im siebten Fastfood-Himmel angekommen. Außerdem wärmte mich der heiße Hund von innen, denn obwohl die Sonne schien, war es empfindlich kalt. Mein knallgelber Parka hielt mich von außen mollig warm. Als ich fertig war und mir mein mit Ketchup und Senf bekleckertes Gesicht mit einer Serviette gesäubert hatte, schlenderte ich langsam zurück Richtung Upper East Side. Zwischendurch rastete ich immer mal wieder

auf einer Bank, starrte Löcher in die Luft, beobachtete Menschen und ließ meine Gedanken schweifen. Konkret gesagt: Ich tat nichts. Und es machte mich unwahrscheinlich glücklich.

Auch den Mittwoch und Donnerstag verbummelte ich zu Fuß in Manhattan. Wenn man nichts vorhat und zu keinem Termin hetzen muss, dann fallen einem plötzlich Dinge auf, die man vorher nicht bemerkt hätte. Zumindest ich hätte sie nicht bemerkt: ein Liebesgedicht mit einem Reißnagel an einen Baum gepinnt, einer der ersten Krokusse in einem Pflanzkübel vor einem Haus, ein antiker Kolibri-Ring im Schaufenster eines Antiquitätengeschäfts. Außerdem entdeckte ich bei den Streifzügen in der Nähe des Wohnhauses meiner Familie ein Fenster, hinter dessen Glas fast immer zwei Katzen saßen. Das erste Mal, als mein Blick nur kurz auf die beiden gefallen war, hatte ich sie noch für Stofftiere gehalten. Es war eine ganz besondere Rasse von Katzen, die platte Nasen, kurzes Fell und riesige Augen besaßen. Sie sahen aus wie plüschige Teddybären mit Schnurrbarthaaren. Beim zweiten Mal bewegte sich eine der beiden und ich schaute genauer hin. Sie waren tatsächlich echt. Ich hatte solche Katzen allerdings noch nie zuvor gesehen und googelte sie deshalb. Die Bildersuche ergab recht schnell einen Treffer: Der Name der Rasse lautete *Exotic Shorthair*. Es waren quasi Perserkatzen mit kurzem Fell und knautschigen Gesichtern. Sie blickten nicht sehr intelligent drein, sahen dafür aber ziemlich putzig aus. Ich fand sie so süß, dass ich, wann immer ich in der Nähe war, einen kleinen Abstecher zu den beiden machte, um sie zu begrüßen. Ich nannte sie Miez und Mauz. Während Miez immer recht freundlich dreinblickte und in aufrechter Sitzposition interessiert die Passanten beobachtete, sah Mauz eigentlich permanent so aus, als wäre ihm jemand auf den Schwanz getreten. Ich hatte ihn kurzerhand als Männchen deklariert, weil er ein kleines Stück größer war als seine Freundin Miez. Mit grummeligem Blick lag er da und starrte einen arrogant an. Im Hintergrund war nur wenig von dem Zimmer zu sehen, in dem sie sich befanden, da das Fenster recht weit oben lag. Ich erblickte Bücherregale aus dunklem Holz, die über und über mit teilweise antik aussehenden Büchern gefüllt waren. Und jedes Mal überlegte ich mir, wer wohl in dieser Wohnung mit Miez und Mauz oder wie auch immer sie heißen mochten, wohnen würde. Meistens stellte ich mir eine ältere Dame vor, die in einem lavendelfarbenen Bademantel durch die Zimmer schlurfte – eine typische Katzenlady eben.

Postkarte 4



Bild von zwei Katzen im Fenster

*Probiere gerade aus, wie es ist, in den Tag hineinzuleben – völlig ohne Plan. Außerdem habe ich auf der Upper East Side sogar schon Bekanntschaften geschlossen. Darf ich vorstellen? Miez und Mauz.
Kuss Hannah*

Als ich Miez und Mauz gerade von meinem Tag erzählte, klingelte mein Handy, das ich in der rechten Hand hielt. Ich nahm den Anruf sofort an:

„Hey meine Kleine,“ meldete sich meine Taufpatin Kiki. „Wie schmeckt die große weite Welt?“

„Nach Hot Dogs, Brezeln und Cheesecake“, antwortete ich prompt.

„Das sind ja ganz neue Töne. Gehst du doch noch unter die Genießer?“, fragte sie begeistert.

„Nur ausnahmsweise. Weil ich gerade alles anders mache als sonst.“ Das schlechte Gewissen schlängelte sich prompt an, wie eine giftige Natter. Und sofort nahm ich mir vor, die nächsten Tage wieder gesünder zu essen.

„Ich finds gut, das weißt du ja.“ Kiki war von Beruf Influencerin und Curvy-Model. Sie war Verfechterin von Körperformen jeglicher Art und hatte nie verstanden, warum ich mich mein halbes Leben lang mit Ernährungsplänen quälte.

„Und wie ist die Lage sonst so? Moritz abgehakt?“ Meine Taufpatin war eine der besten Freundinnen meiner Mama und sie war schon immer Teil meines Lebens gewesen – genauso wie ihre freche Klappe. Sie redete nie lange um den heißen Brei herum.

„Ja, ich meine nein ... ach, ich weiß nicht“, stammelte ich.

„Aha, sehr aufschlussreich. Schickt er dir wenigstens rührselige Ich-Vermis-Dich-Nachrichten?“, hakte sie leicht ungeduldig nach.

Ich schluckte schwer. „Nein, tut er nicht. Aber wir hatten ja auch eine Pause vereinbart. Ich wollte es so.“

„Pffff, Pause. Entweder er kämpft um dich oder eben nicht. Und wenn er es nicht tut, dann vergiss ihn am besten ganz schnell. New York ist voller heißer Kerle. Da ist bestimmt auch einer für dich dabei.“ Ich hörte das Grinsen in ihrer Stimme.

„Kiki, ich bin nicht nach New York gekommen, um von einem Beziehungsdrama ins nächste zu stürzen. Schließlich wohne ich nur vier Wochen hier“, wandte ich ein.

„Wer redet denn hier von Beziehung, kleine Maus? Ach, Entschuldigung, große Maus natürlich. Sexy große Maus. Wird Zeit, dass du ein paar Erfahrungen sammelst. Die erste Liebe ist wunderschön, aber sie bleibt selten für immer. Wäre ja auch schade, das ganze Leben nur einen einzigen Mann gehabt zu haben“, sinnierte sie. „Du bist volljährig, jung und knackig – aber nicht vergessen ...“

„Kiki!“, gebot ich ihr Einhalt. „Dieses Gespräch hatten wir schon vor ein paar Jahren. Und glaub mir, eines reicht.“

„Okay, okay, schon verstanden. Du weißt, dass deine Mama mich damals darum gebeten hatte, weil sie dachte, dass ich das besser erklären kann als sie.“

„Ja, das weiß ich, können wir das Thema jetzt bitte beenden?“, flehte ich sie an.

„Schon gut, also halt die Ohren steif und tu das, was dein Herz dir sagt – und was wir besprochen hatten.“ Kichernd legte sie auf.

Obwohl ich auch in Deutschland eine Tante hatte, die Halbschwester meines Papas, war Kiki emotional viel mehr meine Tante als sie. Ich hatte ein wirklich gutes Verhältnis zu ihr und wusste, dass ich mit allen Sorgen zu ihr kommen konnte. Deshalb war sie auch im Bild darüber, was die Überlegungen betraf, meine Profischwimmkarriere an den Nagel zu hängen. Und das so kurz vor der Einberufung ins Schwimmteam für die Weltmeisterschaften, die im Sommer ironischerweise in New York ausgetragen wurden. Mein Blick fiel noch einmal auf Miez und Mauz und ich bildete mir ein, sie würden mich ein wenig vorwurfsvoll ansehen. „Ihr habt ja recht, ich muss völlig wahnsinnig sein.“

Heute hatte Melissa sich für mich Zeit genommen und zeigte mir die Firma. Das Hauptquartier der Westman Corporation war in einem imposanten neuen Wolkenkratzer in Chelsea, hier in Manhattan, untergebracht. Erst vor ein paar Jahren war die Firma in dieses Gebäude umgezogen und das bemerkte man im Inneren deutlich: Moderne Lichtkonzepte, offene Gemeinschaftsflächen mit Sitzsäcken, überall mit Pflanzen begrünte Wände und riesige Touchscreens in den mit Glaswänden abgetrennten Meetingräumen. Alles war hell, freundlich und sämtliche Sitzgelegenheiten sahen ergonomisch aus. Und natürlich waren überall die Produkte der Westman Corporation zu finden: hochwertige Sportartikel – vom Baseballschläger, bis hin zum Hockey puck. An den Wänden gab es Tapeten mit riesigen Skizzen zu den

einzelnen Produkten und im ersten Stock befand sich sogar ein kleines Museum, mit unterschriebenen Bällen und Trikots von berühmten Sport-Persönlichkeiten, das allerdings nicht öffentlich zugänglich war.

„Wow, das sieht alles so cool und modern aus“, versuchte ich meine Eindrücke in Worte zu fassen. Melissa schien sich über dieses Kompliment sehr zu freuen. „Es hat auch lange genug gedauert, John davon zu überzeugen, dass unsere alten Büros überholt waren. Heutzutage ist es wichtig, dass sich die Mitarbeiter wohlfühlen. Wir versuchen, ihnen eine positive Atmosphäre zu bieten und sie unter anderem so zu motivieren, gerne zur Arbeit zu kommen. Natürlich sind dafür nicht nur die Räumlichkeiten ausschlaggebend“, erklärte sie mir, während wir das Museum wieder verließen. „Dann lass uns mal deinen Gramps besuchen!“

Wir stiegen in einen der modernen Glasaufzüge, bei denen man außen auf einem Display das Stockwerk eintippte, in das man wollte, und der Computer dann automatisch berechnete, mit welchem der acht Aufzüge wir das Ziel am schnellsten erreichen würden. Ein solch intelligentes Aufzugssystem hatte ich bisher noch nie gesehen.

Das Büro meines Großvaters lag im fünfundvierzigsten Stock. Die Geschwindigkeit, mit der wir diesen erreichten, ließ meinen Magen einen kleinen Salto schlagen.

Der Charity-Bereich der Firma war auf dem kompletten Stockwerk untergebracht. John hatte, wie nicht anders zu erwarten war, ein riesiges Eckbüro, das wir durch eine imposante Doppeltür aus hellem Holz mit aufgesetzten Lamellen betraten.

„Hey, schön, dass ihr vorbeischaut“, begrüßte uns mein Großvater erfreut. Gemeinsam liefen wir durch verschiedene Büros und John stellte mir ein paar der Mitarbeiter vor, die für wichtige Projekte zuständig waren. Außerdem schlüpfen wir in ein Meeting, in dem gerade ein neues Vorhaben vorgestellt wurde, und setzten uns an den Rand. Dabei sollte es Kindern in New York, die aus sozial schwachen Familien kamen, ermöglicht werden, in ihrer Freizeit Sport zu treiben. Die Westman Corporation würde für die Trainingsmöglichkeiten, die Betreuung und das Equipment sorgen.

„Wir planen außerdem eine Kooperation mit der Supermarktkette *Fresh and Nice*, die gesunde Snacks und Getränke zur Verfügung stellen will“, erklärte der Vortragende seinem Team.

Als wir John wieder in dessen Büro ablieferten, sprach ich ihm mein Kompliment aus. „Das ist wirklich toll, was ihr hier an sozialen Projekten auf die Beine stellt.“

„Wir verdienen gut, da sollten wir auch etwas zurückgeben“, entgegnete er. Und vielleicht hätte sich dieser Satz bei jemand anderem abgeschmackt angehört, aber ich glaubte John jedes Wort. Er hatte seinen Geschäftsführerposten aufgegeben, um sich ausschließlich um diesen Bereich zu kümmern, eben, weil er ihm zu hundert Prozent am Herzen lag.

Nach einem Mittagessen in der Cafeteria – ich hatte noch nie so leckeres Essen in einer Kantine bekommen – besuchten wir den Eventbereich. Darauf hatte ich mich schon die ganze Zeit gefreut, denn das Thema interessierte mich.

„Die Westman Corporation sponsert viele Veranstaltungen und in dieser Abteilung wird überprüft, ob wir auf den jeweiligen Events adäquat repräsentiert werden. Außerdem organisieren wir auch eigene Events. Das geht von internen Workshops bis hin zu Großveranstaltungen, bei denen neue Produkte präsentiert werden“, erklärte mir meine Tante.

Meine Nachfragen schienen bei der Führung durch diese Abteilung eine Stufe enthusiastischer zu sein, denn Melissa bot mir lächelnd an, hier gerne jederzeit ein Praktikum absolvieren zu dürfen.

Direkt neben dem Eventbereich lag ein Teil der Marketingabteilung, die mehrere Stockwerke umfasste. Meine Tante führte mich zu einem Fotostudio, wo zu meiner Überraschung gerade ein Shooting mit Ryan lief. Er trug seine volle Footballmontur und sah dementsprechend ziemlich beeindruckend aus.

Du solltest dir langsam mal ein anderes Wort einfallen lassen, Hannab, als alles hier in New York ‚beeindruckend‘ zu nennen.

Aber wenn es eben stimmte. Durch die Kleidung wirkte Ryans Oberkörper noch viel massiver, als er ohnehin schon war. Die enge Hose betonte dagegen seine schlanken durchtrainierten Beine. Er hatte uns bisher nicht entdeckt und Melissa bedeutete mir am Rand stehen zu bleiben. So beobachteten wir ihn eine

Weile unentdeckt bei der Arbeit. Er warf immer wieder einen Ball auf ein imaginäres Ziel, das in Wahrheit eine Schaumstoffmatratze darstellte, die später auf dem Foto mit Sicherheit nicht zu sehen sein würde. Nach ein paar Versuchen rief der Fotograf meinen Cousin zu sich und beide sahen sich gemeinsam die entstandenen Bilder auf einem großen Bildschirm an.

„Ich weiß nicht, ich glaube, wir machen noch mal eine Runde. Das bekomme ich besser hin“, erklärte Ryan. Dabei wirkte er wahnsinnig erfahren und professionell. Wenn ich nicht wüsste, dass er fünfundzwanzig war, würde ich ihn deutlich älter schätzen. Er hatte einfach diese Ausstrahlung, die ich schwer beschreiben konnte. Diese Ernsthaftigkeit, die mir schon von Anfang an aufgefallen war. Seit dem Tag als wir uns im Fitnessstudio getroffen hatten, hatte ich allerdings kaum mehr als zwei Worte mit ihm gewechselt.

„Es ist natürlich praktisch, wenn ein Familienmitglied zum Gesicht der Marke wird, weil er ein erfolgreicher Footballspieler ist. Das spart uns eine Menge Geld.“ Melissa grinste mich an. Als wir uns auch noch die nächste Runde angesehen hatten und Ryan dieses Mal mit den Fotos zufrieden war, trat meine Tante auf ihn zu und begrüßte ihn mit einer Umarmung. „Wir haben ein bisschen Mäuschen gespielt und ich bin wie immer begeistert, wie klasse du das machst.“ Aus ihrem Gesicht sprach der pure Stolz, was ihn tatsächlich ein wenig verlegen machte. Das hätte ich bei seiner toughen Außenwirkung gar nicht erwartet. Aber es ließ ihn eher wie einen Normalsterblichen wirken, was mir gut gefiel. Und es zeigte mir erneut, dass viel mehr hinter seiner Ernsthaftigkeit verborgen lag.

„Hey, cool dich mal in deiner Arbeitskleidung zu treffen“, begrüßte ich ihn. Für einen Moment wirkte er überrascht, mich zu sehen, hatte sich aber schnell wieder im Griff.

„Hallo Hannah, schaust du dir die Firma an?“

„Ja, Melissa hat mir alles gezeigt und ich bin wirklich beeindruckt.“

Verdammt, schon wieder dieses bescheuerte Wort. Die denken noch, dass du minderbemittelt bist, weil dir nichts anderes einfällt.

„Ja, ich komme auch immer gerne her“, stimmte er mir zu.

„Wir sind mit unserem Rundgang fertig und du scheinst auch Schluss zu haben. Könntest du Hannah nach Hause mitnehmen?“, bat Melissa ihren Sohn.

Er zögerte einen kurzen Moment, aber schließlich erwiderte er „Klar, kein Problem.“

„Perfekt, dann schaffe ich es doch noch ins Management-Meeting“, erklärte sie mir fröhlich, umarmte mich und stöckelte auf ihren Zwölf-Zentimeter-Absätzen zum Aufzug. Sie sah in ihrem weißen Hosenanzug superelegant aus und ich blickte ihr bewundernd hinterher. Es imponierte mir, wie sie diese Firma führte. Und es war schön, zu sehen, wie freundlich und respektvoll sie von allen hier behandelt wurde. Sie war zwar die Chefin und hatte hier das Sagen, aber sie war heute kein einziges Mal arrogant oder herablassend gewesen – wie man sich das klischeehaft vielleicht vorstellen würde.

„Ich spring noch schnell unter die Dusche, warte einfach kurz hier. Dahinten ist ein Kühlschrank mit Getränken“, unterbrach Ryan meine Gedanken. Zehn Minuten später, kam er mit nassen Haaren und in Straßenkleidung wieder zurück. Wir fuhren mit einem der Hightech-Aufzüge in die Tiefgarage und stiegen dort in einen schnittigen Mercedes mit Elektroantrieb ein.

Der Weg zurück war nicht sehr weit, aber wir gerieten in einen Stau und für eine ganze Weile standen wir komplett. Ryan war nicht gerade der Gesprächigste und ich überlegte fieberhaft, wie ich eine Unterhaltung in Gang bringen konnte. Ich war nicht unbedingt schüchtern, aber bei ihm fühlte ich mich jedes Mal ein wenig gehemmt. Ich hatte allerdings keine Ahnung weshalb. Vielleicht, weil er ein erfolgreicher Sportler war und ich das bewunderte.

Wobei wir genau beim richtigen Gesprächsthema angelangt wären ...

„Cody hat mir erzählt, wie herausfordernd dein Part im Team der New York Wolves ist. Ich kenne mich leider nicht besonders gut mit Football aus. Aber Quarterback zu sein ist ein harter Job, oder?“

Ryan blickte kurz zu mir herüber und wirkte dabei leicht verwundert. Möglicherweise hatte er nicht damit gerechnet, dass Cody und ich über ihn gesprochen hatten.

„Ja, das stimmt. Ich bin erst so kurz bei der Mannschaft, aber wurde schon in meiner zweiten Saison der Stamm-Quarterback. Das ist ungewöhnlich. Normalerweise wird jemand mit mehr Erfahrung bevorzugt. Aber der Coach hat mir diese Chance gegeben und das macht mich extrem dankbar. Und ich gebe alles dafür, um meiner Verantwortung gerecht zu werden.“

Ich stutzte, weil er das heruntergespult hatte, als würde er in einem Presseinterview sitzen. Wahrscheinlich war das tatsächlich eine seiner Standard-Antworten. Ich verbiss mir ein Grinsen, was mir allerdings nicht besonders gut gelang.

Irritiert blickte er wieder zu mir. „Was ist?“, fragte er leicht verstimmt.

„Na ja, du klangst nur eben so, als würdest du mit der Presse reden und nicht mit deiner Cousine“, erklärte ich ihm schnell.

Und schon wieder hast du ihn verstimmt, Hannah, ganz große Klasse.

Warum schaffte ich es nicht einfach, ein normales Gespräch mit ihm zu führen? Aber er schien es mir nicht übel zu nehmen, sondern es zeigte sich tatsächlich ein entschuldigender Ausdruck auf seinem Gesicht. „Es tut mir leid, du hast recht. Diese Sätze sind mir seit meinem Medientraining irgendwie in Fleisch und Blut übergegangen.“ Er schüttelte den Kopf. „Also ja, der Job ist hart, aber ich liebe ihn. Football ist mein Leben. Das Adrenalin, die Zusammengehörigkeit, die Taktiken, der gemeinsame Kampf für ein Ziel, das Austesten der eigenen körperlichen Grenzen – das ist meine Welt. Dass ich so früh schon die Verantwortung trage war nicht geplant, aber hey, ich beschwere mich nicht darüber, dass ich nicht auf der Bank sitzen muss.“ Das war das erste Mal, seit ich ihn kannte, dass ein echtes Lächeln sein Gesicht erhellte. Ein Lächeln, das direkt aus seinem Herzen kam.

Einen kurzen Moment lang war ich neidisch auf ihn. Darauf, dass er noch diesen Zauber spürte, den der Sport einem geben kann. Dieser Zauber, der bei mir einfach verschwunden war.

„Auch ich habe mal so fürs Schwimmen gebrannt, wie du für Football. Es hat sich für mich immer angefühlt, als würde ich fliegen, sobald ich im Becken war. Aber irgendwie bin ich wohl abgestürzt und habe keine Ahnung weshalb. Dieses Gefühl ist einfach weg und jetzt weiß ich nicht, was ich tun soll.“ Ich hatte keinesfalls vorgehabt mich ihm anzuvertrauen, aber es war einfach so aus mir herausgeplatzt. Dabei kannte ich ihn, neben Olivia, von meiner amerikanischen Familie am allerwenigsten. Und ausgerechnet ihm hatte ich es erzählt.

Du dumme Nuss.

„Vergiss, was ich gesagt habe, das waren nur wirre Gedanken“, schob ich schnell hinterher. Bei den Westmans war ich immerhin die erfolgreiche Schwimmerin, die schon mehrere Meisterschaften gewonnen hatte. Das war das einzige Merkmal, das ich besaß, mit dem ich in diese Familie zu passen schien. Ich wollte ihnen nicht direkt mitteilen, dass mein sportliches Leben vielleicht schon bald der Vergangenheit angehören würde. Nicht bevor ich selbst wusste, was Sache war.

„Das mit dem Fliegen – ich weiß genau was du meinst“, übergang Ryan meine letzte Aussage. „Der Sport verlangt einem viel ab. Richtig viel. Und wenn da nicht dieses Hochgefühl wäre, dieses Fliegen, dieses Brennen für die Sache, dann hätte ich wohl auch keine Motivation mehr, mich täglich durchs Training zu quälen.“

Der Verkehr lief langsam wieder an und Ryan fuhr weiter. Ich dagegen saß wie erstarrt in meinem Sitz, wie gebannt von seiner Aussage und diesem Verständnis, das mir bisher in dieser Sache so noch niemand entgegengebracht hatte. Alle führten immer zuerst meine Erfolge an und mein Talent, bis ich sie nach langen Gesprächen überzeugen konnte – oder auch nicht – dass das ohne die Freude daran alles nichts wert war. Die generelle Meinung lautete: Man wirft nicht einfach etwas weg, das man sich jahrelang aufgebaut hat und in dem man besonders gut ist. Moritz verstand mich bis heute nicht.

„Ja, ganz genau“, brachte ich schließlich hervor. „Aber normalerweise ist es schwer, das anderen deutlich zu machen“, bemerkte ich weiterhin erstaunt. „Es ist eher so, dass einige Leute mich drängen wollen, beim Schwimmen zu bleiben, auch wenn alles in mir sich dagegen sträubt. Sie erklären mich für verrückt, weil ich ernsthaft überlege aufzuhören, so kurz vor der Weltmeisterschaft, bei der mein Platz schon fast sicher ist. Und ich halte mich ehrlich gesagt selbst auch manchmal für verrückt. Aber irgendwas

in mir drin sagt mir dauernd, dass das nicht mehr mein Weg ist. Und im Endeffekt sollte ich auf mich selber hören und nicht auf die anderen, oder?“ Ich traute mich nicht, zu ihm hinüberzusehen. Wollte nicht vielleicht doch den Unglauben in seinem Gesicht entdecken.

„Ich finde es überhaupt nicht verrückt. Ich finde es mutig.“ Nur zwei Sätze und doch schlugen sie erneut ein, wie eine Bombe. Schon lange hatte ich mich nicht mehr von jemandem so verstanden gefühlt.

Du möchtest wissen, wie es mit Hannah weitergeht? Folge dem Link auf meiner Website zum Buch „Kolibriflattern“.